
UC-NRLF
B 4 929 807


Digitized by Google

Die Philippinen.

Eine übersichtliche Darstellung der ethnographischen und historisch-politischen Verhältnisse des Archipels.

Von

Ferdinand Blumentritt,
Professor in Leitmeritz (Böhmen).

Mit einem Anhange:
Die wichtigsten Paragraphen der Verfassung der philippinischen Republik.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Die Philippinen.

Eine übersichtliche Darstellung der ethnographischen und historisch-politischen Verhältnisse des Archipels.

Von

Ferdinand Blumentritt,
Professor in Leitmeritz (Böhmen).

Mit einem Anhange:
Die wichtigsten Paragraphen der Verfassung der philippinischen Republik.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Den am meisten gegen den Norden vorgeschobenen Theil des malayischen Archipels bilden die Philippinen. Sie bestehen aus mehr als tausend kleineren und größeren Inseln, welche sich wieder in verschiedene Untergruppen auftheilen lassen, nämlich in Luzon mit den die Verbindung mit Formosa herstellenden Babuyanen- und Batan-Inseln, in Mindanao, in die zwischen Luzon und Mindanao gelegenen Bisayas, in Palauan und die Sulu-Inseln. Letztere scheinen die Insel Mindanao mit Borneo zu verbinden, so wie wieder Palauan gleichsam diese Insel mit dem Hauptkern der Philippinen in Berührung bringen will. Die der Südspitze Mindanaos vorgelagerten Sarangani-Inseln leiten durch die Talaut-Gruppe zu den Molukken und durch die Sangir-Inseln zu Celebes hinüber.

Die Philippinen besitzen einen Flächeninhalt von (rund genommen) 295 000 qkm, so daß ihr Areal etwas größer ist, als jenes des Königreiches Italien. Die größte Insel ist Luzon mit 106 400 qkm (größer wie Bayern, Württemberg und Hessen zusammengenommen), dann folgen in absteigender Linie: Mindanao 89 700 qkm (= Bayern und Baden zusammengenommen), Panay 17 400 qkm (= Königreich Sachsen mit dem Herzogthum Sachsen-Meiningen), Palauan 14 000 qkm (= Elsaß-Lothringen), Sámar und das etwas kleinere Negros, jedes circa 12 500 qkm groß (also etwas kleiner als Mecklenburg-Schwerin), Mindoro 10 000 qkm (= Kärnten), Leyte 9200 qkm (etwas



kleiner als die Sächsisch-Ernestinischen Lande), Cebú 4200 qkm (= Sachsen-Coburg Gotha und Sachsen-Meiningen), Bohol 3000 qkm (= Mecklenburg-Strelitz) u. s. w.

Diese Inseln sind alle gebirgig, es giebt nur zwei größere Ebenen: die eine erstreckt sich auf der Insel Luzon von dem Golfe von Lingayen bis zur Bai von Manila, die andere liegt auf der Insel Mindanao am Unterlaufe des Rio Grande. Auch ein Theil des Thales des Agúsan (ebenfalls auf Mindanao) kann unter die größeren Ebenen gerechnet werden. Die Gebirge steigen zu bedeutenden Höhen (bis 2000—3000 m) empor. Soweit man zu den bisher stattgefundenen Messungen Vertrauen haben kann und soweit das Land genauer bekannt ist, erscheint als der höchste Berg des Archipels der Vulcan Apo auf der Insel Mindanao, denn sein Hauptgipfel liegt 3300 m über dem Meeresspiegel. Die Erwähnung dieses Berges bringt uns darauf, daß die Philippinen einen großen Reichthum an thätigen, wie erloschenen Vulcanen aufweisen, wenngleich die Meinung, daß diese Inseln alle vulcanischen Ursprunges wären, keine Bestätigung findet, da die vulcanischen Erscheinungen auf diesen Inseln nur eine secundäre Stelle einnehmen. Immerhin haben die Vulcane Taal und Mayon auf Luzon sich durch ihre großen und gefährlichen Ausbrüche, auch in jüngster Zeit, gefürchtet gemacht und Erdbeben sind eine im Archipel häufige Erscheinung.

Die Flüsse der Philippinen zeichnen sich durch ihre Schiffbarkeit aus. Auf Luzon sind von Bedeutung der Rio Grande de Cagayan, mit seinen Nebenflüssen Rio Chico und Magat, der Rio del Abra, der Agno, der Rio Grande de la Pampanga und der kleine, aber für Dampfer befahrbare Pasig, welcher den großen See (Laguna de) Bay entwässert und an dessen Mündung die Hauptstadt des Archipels, Manila, liegt. Auf Mindanao sind der Rio Grande (de Mindanao) oder Pulangi, der Agúsan und Tagum zu erwähnen. Der Pulangi erhält Zuflüsse aus

zwei großen Seen, Liguasan und Buluan, während der Agúsan durch eine Reihe von Seen strömt. Mindanao verdient überhaupt seinen Namen „Seenland", denn es besitzt noch überdies den See Lanao, welcher durch den Agus seine Wässer in das Meer ergießt, und die Laguna de Maïnit. Auf Luzon sind noch jene Pinak genannten Becken zu erwähnen, welche nur zur Regenzeit Wasser führen, unter denen das bedeutendste der Pinak von Candaba ist.

Die Philippinen liegen im Monsungebiete und werden von dem Taifun häufig heimgesucht. Im Allgemeinen gilt das Klima des Archipels für gesund und nur die Küstengegenden der südlichen Inseln genießen einen schlimmen Ruf; immerhin galt bei den spanischen Militärs auch der Süden des Archipels für gesunder als Cuba.

Der Reichthum des Erdinnern an Gold und anderen Erzen ist groß. Es giebt „Kenner", welche die Philippinen als ein sehr goldreiches Land bezeichnen; jedenfalls wird dieses Metall an vielen Stellen gefunden. Bisher galten als die reichsten Fundstätten die Minen von Paracali und die Goldwäschen der Igorroten, Alles auf Luzon, doch soll Mindanao noch mehr und ergiebigere, wenn auch noch gar nicht oder wenig ausgebeutete Fundorte aufzuweisen haben. Ausgebeutet werden noch die Kupferminen von Mancayan und die Eisengruben von Norzagaray und Angat (Luzon). Kohle wird auf Cebú gegraben. Im Ganzen und Großen war unter der spanischen Herrschaft die Ausbeutung der Schätze des Erdinnern eine sehr geringe, weil die Regierung die Minenunternehmungen nicht unterstützte, sondern im Gegentheil nicht allein durch ihre bureaukratischen Maaßnahmen, sondern auch durch die Unverständigkeit ihrer Beamten fremden wie heimischen Capitalisten die Lust austrieb, ihr Geld in Bergwerksunternehmungen zu stecken. Ob jetzt, wo diese Schranken gefallen sind, bei unbehinderter Ausbeutung der

Erzlager, es sich nicht am Ende herausstellen wird, daß der Metall- und Kohlenreichthum gewaltig überschätzt wurde, das werden wir ja bald erfahren.

Für den Welthandel wird jedenfalls die Flora der Inseln mehr Bedeutung besitzen als der Ertrag des Erdinnern. Vor allem Anderen sind es der Tabak, das Zuckerrohr, der Manilahanf und der Caffee, welche den Hauptreichthum des Landes bilden und auch späterhin bilden werden. Diesen Hauptartikeln des philippinischen Handels reihen sich in zweiter Linie die vielen werthvollen Holzarten an, welche die Waldflora der Inseln liefert. Farb- und Tischlerhölzer finden sich da stattlich vertreten, und es brauchen nur bessere Wege aus dem Innern zur Küste geführt zu werden, um dem Holzhandel eine größere Bedeutung zu verleihen. Erwähnenswerth sind auch die Parfümpflanzen des Archipels, unter welchen der Ilang-Ilang-Baum, eine Anonacee, der bekannteste ist. Auf den Philippinen kann Alles gebaut werden, was in Holländisch-Ostindien gebaut wird, und daß dies nicht geschehen, lag an dem spanischen Regierungssystem und nicht daran, daß das Klima und der Boden des Landes, oder die Eigenthümlichkeit seiner Bewohner dies gehindert hätten.

Die (besonders an Vogelarten reiche) Fauna des Archipels interessirt uns an dieser Stelle nur insofern, als sie für den Handel von Bedeutung ist. Von den Rohproducten aus dem Gebiete des Thierreiches spielt Wachs wohl die Hauptrolle, während für die Ausfuhr nach China Trepang an erster Stelle genannt werden muß. Schildpatt und Perlen müssen zwar erwähnt werden, treten aber in den Hintergrund im Vergleich mit den früher erwähnten Producten.

Bevölkerung.

Als die Spanier die Philippinen entdeckten (1521) und von ihnen Besitz nahmen (1565—84), unterschieden sie dreierlei

„Classen" der Bevölkerung: Negrillos, indios und moros. Unter negrillos verstanden sie die schwarze Urbevölkerung, die wir heute Negritos nennen, und unter indios und moros verstanden sie die Küstenmalayen und zwar gaben sie den Namen indios den Heiden und den der moros den Mohammedanern, denn damals war der Islam gerade auf seinem Siegeszuge durch den Archipel begriffen: die Fürsten und die Adeligen hatten auf Mindanao, in den Bisayas und im südlichen Luzon die Lehre des Propheten bereits angenommen, und auch im Volke hatten sie Fuß gefaßt, wenn auch nicht überall. Dem Glaubenseifer der Spanier gelang es bald die indios zum Christenthume zu bekehren und den Islam auf den südlichsten Theil des Archipels zu beschränken. Nachdem die Spanier die Küstenmalayen unterworfen hatten, lernten sie die Bergmalayen kennen, welche, voll barbarischer Kraft, sich weigerten, dem Christengott, dem katholischen König und der europäischen Civilisation sich zu unterwerfen und heute noch zum größeren Theile in dem Glauben und den Sitten ihrer Väter weiterleben. Da die Küstenmalayen sich rasch in die christlich-europäischen Anschauungen hineinlebten, so wurde der Name indio nun in dem Sinne „christlicher, civilisirter Malaye" gebraucht, während man die trotzigen, wilden Bergheiden infieles, d. h. Ungläubige benannte. Diese spanische Classification entspricht noch heute den drei Culturkreisen, in welche die eingeborne Bevölkerung malayischer Abkunft zerfällt: den christlich-europäischen (= Indios), den mohammedanischen (= Moros) und den heidnischen, primitiv-malayischen (= Infieles).

Die Spanier trafen auch in der Bai von Manila und den Bisayas chinesische Kauffahrer und im nördlichen Luzon japanische Corsaren vor, und als die spanische Herrschaft fest begründet war, ließen sich zahlreiche Kaufleute der beiden ostasiatischen Völker in den Haupthandelsplätzen, in Manila zum

überwiegenden Theile, nieder. Die Japanesen verschwanden aus dem Archipel, als Japan sich dem Auslande gegenüber abschloß, die Chinesen aber blieben bis zum heutigen Tage. Es wanderten nur Männer ein, von denen die meisten nach Erwerb eines bescheidenen Capitals in ihre Heimath zurückkehrten. Die Kinder aus den Ehen der Chinesen mit philippinischen Frauen nannte man früher mestizos de Sangley, heute aber einfach „chinesische Mestizen.“

Spanier kamen nur wenige nach dem Archipel, so daß in den Philippinen nie jene mächtige, einflußreiche Creolenkaste entstehen konnte, wie sie in Spanisch-Amerika sich rasch gebildet hatte. Die Mischlinge der Spanier aus Ehen mit Eingeborenen wurden früher mestizos privilegiados, später einfach „spanische Mestizen“ genannt.

Andere Bevölkerungsbestandtheile, wie z. B. mexikanische und peruanische Indianer (ausgediente Soldaten, die sich im Lande niederließen), vereinzelte Araber (auf Sulu) können füglich übergangen werden.

Nachdem wir so im Allgemeinen die Bevölkerung nach ihrer Rassenzugehörigkeit kennen gelernt haben, wollen wir uns nun mit diesen Rassen etwas genauer beschäftigen.

Negritos. Wie schon erwähnt, sind die Negritos die Reste der ältesten Bevölkerung der Inseln. Ihr wolliges Haar scheidet noch mehr als die dunkle Hautfarbe diesen kleinen Menschenschlag von den übrigen Rassen des Archipels. Die Negritos, von deren einheimischen Namen jener von „Aëtas“ die meiste Verbreitung erhalten hat, erinnern durch ihre sociale Stellung und Wanderlust an die unter den Europäern versprengten Zigeuner, obwohl sie nicht so heimathlos sind, als jene europäischen Wandervögel. Ihre Züge beschränken sich doch auf einen gewissen Umkreis, so daß man wohl sagen kann, sie besäßen wohl keine festen Wohnsitze, aber doch eine Heimath,



vielleicht besser gesagt, ein Jagdgebiet, innerhalb dessen sie, Nahrung suchend, unstät wandern.

Nicht auf allen Inseln haben sich diese declassirten Herren des Archipels erhalten, in den östlichen Bisayas und im Sulu-Archipel, sowie auf den Babuyanen und Batan-Inseln fehlen sie völlig. Aber auch auf den übrigen Eilanden wohnen sie, zersprengt, in kleinen, durch andere Völkerstämme von einander getrennten Tribus. Nur an zwei Stellen bewohnen sie zusammenhängend größere Landstriche, es ist dies der nördliche Theil der Ostküste Luzons (wo sie den Namen Dumagat oder Dumagas führen) und auf Mindanao, die Berglandschaft südlich vom Maïnit-See (hier kennt man sie als „Mamanuas" d. h. „die Leute des Landes" oder, frei aber sinngemäß übersetzt, „die Autochthonen"). Aber wie spärlich sie auch hier vertreten sind, kann man daraus ermessen, daß man die Mamanuas nur auf 2—3000 Köpfe, die Dumagat auf eben so viel schätzt! Die Gesammtzahl dürfte nach übereinstimmenden Schätzungen nicht viel über die Ziffer 20,000 hinaufsteigen.

Die Kleidung der Negritos beschränkt sich nur auf einen Schamschurz. Dagegen wird dem Schmuck eine größere Aufmerksamkeit zu Theil. Dazu gehört auch die Narbentätowirung. Armbänder und Ohrpflöcke sind allgemein im Brauche; Wurzeln, Kerne, Ratan u. dgl. liefern das Material. Männer tragen auch ein Knieband aus Wildschweinborsten. Die Hauptwaffe der Negritos wird von Pfeil und Bogen gebildet, eine wichtige Rolle spielt auch das Waldmesser, das sie von den Christen in der Ebene eintauschen. Die Stelle eines Hauses wird von einem einfachen Windschirm oder Winddach vertreten, nur dort, wo die Negritos stark von ihren malayischen Nachbarn beeinflußt sind, trifft man auch elende Hütten an. Dort ist es auch, wo der Negrito sich im Anbau einiger Feldfrüchte versucht. Zumeist aber leben die Negritos nur von dem Ertrage

der Jagd, dem Fischfange und den Früchten des Waldes. Sie sind in der Wahl der Nahrungsmittel nicht heikel, sie verzehren auch die Larven der wilden Bienen, deren Wachs ihr Haupttauschmittel bei ihrem Handelsverkehre mit den Christen bildet.

Die kleinen Horden stehen unter der Leitung der Senioren, welche auch ihre Streitigkeiten schlichten. Sie leben in Monogamie und erfreuen sich eines guten Rufes in Bezug auf ihre Sittlichkeit. Wie unsere Zigeuner gelten auch sie als „unzähmbar“, worüber aber kein Endurtheil zu fällen ist. Sie werden als gutmüthig, aber gleichzeitig auch als rachsüchtig geschildert, und von ihren christlichen Nachbarn gleichzeitig verachtet und gefürchtet. Sie sind Heiden, nur jene Horden oder Individuen, die moralisch und materiell tief herabgekommen sind, lassen sich, der Geschenke wegen, katechisiren oder gar taufen. Daß aber bei ernstlicher Bemühung bei ihnen mehr zu erzielen ist, haben die Jesuiten-Missionäre auf Mindanao bewiesen: es gelang ihnen, einen ansehnlichen Theil der Mamanuas zum Christenthume zu bekehren und sie zur festen Niederlassung, sowie zur Anlage von Feldern heranzuziehen. Ueber ihre eigene Religion ist so gut wie gar nichts bekannt. Die Frage, welche Sprache die Negritos als eigene Sprache besessen, ist heute noch nicht gelöst; die modernen Negritos sprechen Idiome, die mit jenen ihrer malayischen Nachbarn nahe verwandt sind, so daß ihre ursprüngliche Sprache verloren gegangen zu sein scheint. Jedenfalls sind die Negritos ein dem Untergange geweihtes Volk.

Die heidnischen Malayen. Mit Ausnahme von Samar, Leyte, Bohol und den der Ostküste von Luzon vorgelagerten Eilanden, werden alle größeren Inseln des Archipels in ihrem gebirgigen Binnenlande von malayischen Stämmen bewohnt, welche entweder noch heute den Glauben ihrer heidnischen Vor-

fahren sich erhalten haben oder erst in den jüngsten Zeiten (theilweise) zum Christenthume bekehrt worden sind.

Auf Luzon treffen wir zunächst die Kopfjägerstämme der Igorroten, Kianganen, Mayoyaos, Isinayas, Apoyaos, Ginaanen, Ibilaos u. A., welche die Gebirgslandschaften des nördlichen Luzon besiedelt haben. In ihrem Aeußern findet man häufig Anklänge an den mongolischen Typus, was zu mancherlei Vermuthungen über die Abstammung dieser Völkerschaften von chinesischen oder japanischen Corsaren geführt hat, Vermuthungen, die trotz des Credites, den sie allenthalben fanden, jeder Berechtigung entbehren. Diese Stämme sind im Allgemeinen von einem kräftigeren Körperbaue als die Küstenmalayen. Sie leben in kleinen Ortschaften, mitunter auch nach Art und Weise der alten Germanen oder der modernen Buren nur in Familiengehöften zusammen. Die hoch oben im kühleren Hochlandstrich wohnenden Igorroten zimmern sich ihre auf Pfählen ruhenden Hütten aus Fichtenbalken zusammen, das Innere ist vom Ruße geschwärzt und an der Thür, an der Außenseite des Hauses überhaupt, sind die Schädel des erlegten Wildes als Jagdtrophäen befestigt. Das Klima stellt höhere Anforderungen an die Bekleidung: es genügen nicht der Sarong oder Lendenschurz und das Jäckchen mehr, es muß noch ein plaidartiger Mantel Schutz gegen Nässe und Kälte gewähren. Als Kopfbedeckung dient ein Kopfbund oder ein aus Ratan geflochtenes Mützchen, je nach der Stammesart. Auch die Haartracht ist nicht überall die gleiche.

Der Bergmalaye Luzons ist nicht ohne Waffe denkbar, zum mindesten trägt er ein großes Waldhaumesser bei sich, das — bei den Igorroten — mitunter an einem sehr schön geschmückten Gehänge befestigt ist.

Tritt der Igorrote ins Freie, dann entbehrt er schwer der Lanze; auf dem Kriegszuge vollenden Schild und Streitaxt die

Bewaffnung. Bogen und Pfeile für den Kriegsgebrauch sind nur bei den Ibilaos (Ilongoten) im Brauche. Die Streitaxt der im Nordwesten Luzons wohnenden Bergheiden, die Liua, besitzt einen Dorn, auf welchen die Köpfe der erschlagenen Feinde gespießt werden. Es sind, wie erwähnt, die meisten der Nordluzon bewohnenden Bergstämme gleich den Dayaks der Insel Borneo Kopfjäger; im Kriege und bei der Blutfehde werden die Köpfe der erlegten Gegner abgeschlagen und als kostbarste Beute heimgebracht und aufbewahrt. Hochzeits- und Todtenfeste erfordern ebenfalls das Heimbringen von Feindesköpfen. Die Spanier haben, so weit ihre Macht reichte, diese Sitte zwar einzuschränken, aber nur in wenigen Landstrichen, wie Benguet, zu unterdrücken vermocht. Dieser grausamen Sitte stehen aber andere schönere Charaktereigenschaften versöhnend gegenüber. An Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe übertreffen sie alle Rassen des Archipels, auch die gottbegnadete weiße! Bei den meisten dieser Stämme wird die Keuschheit der Mädchen sehr gehütet, und bei vielen werden die Jungfrauen eines Dorfes oder einer Tribus in einem großen Hause bis zu ihrer Verheirathung von alten Weibern bewacht und in den Arbeiten ihres Geschlechtes (Weben, Flechten, Bereitung von Baumrinde zu Kleiderstoffen 2c.) unterrichtet. Einen besonderen Fleiß zeigen Kianganen, Mayoyaos und andere in dem Innern Luzons wohnende Bergstämme in der Bestellung ihrer Felder. Die Steilheit des Geländes nöthigt sie nämlich, ihre Reisfelder unter mühseliger Arbeit terrassenförmig anzulegen, eine Leistung, die aller Bewunderung werth ist. Wo das Klima den Anbau von Reis nicht gestattet, treten Mais und einige Knollengewächse, wie Gabe (Colocasia antiquorum, Schott), Ubi (Dioscorea alata, Vidal) oder Camote (Convolvulus Batatas, Blanco), an dessen Stelle. Jagd und Fischfang spielen eine secundäre Rolle, nur bei jenen Stämmen, welche wie die Ilongoten von Central-

luzon oder den verschiedenen Cimarronen-Tribus der Halbinsel Camarines, entweder mit Negritoblut durchsetzt oder durch den Zwang äußerer Umstände zu einem Verlegen der Wohnsitze genöthigt sind, wird der Ackerbau vernachlässigt. Merkwürdigerweise fehlt allen diesen Stämmen die Vorliebe für Viehzucht; das Schwein, das Huhn und der Hund bilden ihre Hausthiere; letzterer wird nicht nur der Jagd wegen gehalten, sondern auch geschlachtet und gegessen. Selten sind sie im Besitze von Karabao-Büffeln oder Rindvieh. Das Pferd ist eine Seltenheit unter ihnen, es wird von ihnen schließlich auch gegessen.

Ihre Religion basirt auf einem Ahnencultus, welcher auch die Kopfjägerei begünstigt. Ihre Götter sind unsichtbar, an der Spitze steht der Buni oder Kabunian. Idole kennen sie nicht, dagegen werden alte, hohe Bäume, besonders Ficus indica, als Sitze der Götter und Geister verehrt, wie sie denn nicht nur in diesem Punkte allein den alten Germanen gleichen, sondern auch darin, daß die Priester- und Seherkaste durch Frauen vertreten erscheint. Diese Priesterinnen spielen auch bei der Beschwörung der Krankheiten eine große Rolle. Ihre religiösen wie profanen Feste laufen auf große Schmausereien und Trinkgelage hinaus, bei welchen Büffelfleisch und ein selbst bereiteter Branntwein die Hauptbestandtheile des Menus bilden. Das Schnapstrinken ist ein bei diesen Stämmen sehr verbreitetes Laster, doch wird demselben nicht wie bei den Weißen continuirlich gehuldigt, sondern nur bei festlichen Anlässen, da aber ausgiebig und in unbewußter Beobachtung des Sprüchwortes: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“

Den Uebergang von diesen trotzigen, kriegerischen und „wilden“ Bergstämmen zu dem anpassungseifrigen, geschmeidigen und gutmüthigen Küstenmalayen Luzons bilden die Tingianen, deren Heimath zwischen den civilisirten Ilokanen einerseits und den Kopfjägerstämmen der Igorroten, Ginaanen und Apoyaos

andererseits liegt. In ihren Sitten ist Manches, was sie mit ihren „wilden“ Nachbarn gemeinsam haben, aber die Kopfjägerei ist ihnen fremd und sie nehmen rasch die christliche Religion und die ganze hispano-philippinische Cultur an.

Alle diese Stämme sind sehr musikalisch (wie die Philippiner überhaupt); eine Trommel, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme besteht, bilden nebst der Gansa die charakteristischsten Musikinstrumente. Die Gansa, übrigens nur bei einigen Stämmen Central-Luzons verbreitet, besteht aus einer Art Schallbecken, das an einer Kinnlade, die von einem erschlagenen Feinde herstammt, befestigt ist. Zum Schlusse sei bemerkt, daß diese Bergstämme den Tabak mittelst Pfeifen rauchen, während sonst im Archipel die Cigarre oder Cigarette bevorzugt wird. Das Betelkauen ist sehr verbreitet.

Die Bergheiden der großen Insel Mindanaos stehen jenen Luzons, was Höhe der Gesittung anbelangt, unstreitig nach. Wir finden auch hier den kriegerischen Igorroten- und den friedfertigen Tingianen-Typus Luzons vertreten, ersteren vorwiegend im Osten und Süden Mindanaos (durch die Bagobos, Mandayas, Manobos, Tagakaolos, Giangas u. a. m.), letzteren im Norden und Westen der Insel (durch die Subanon, Bukidnon, Tiruray u. A.). In der Kleidung der Männer fällt uns die kurze Hose auf, die bei vielen Stämmen sich vorfindet. Die Bewaffnung erinnert an Luzon, nur fehlt hier die mit dem Dorn versehene Kopfjägeraxt, und Pfeil und Bogen finden mehr Verbreitung. Die Kopfjagd und der Sclavenraub bilden die vornehmste Aufgabe der südlichen und östlichen Stämme, und wie sehr erstere im Schwunge ist, beweist die Sitte, daß bei den Mandayas und Manobos die Zahl der abgeschlagenen Feindesköpfe dem glücklichen Mörder zu einer Art Uniform verhilft: Die Baganis, d. h. die von Erfolg begleiteten Kopfjäger tragen eine Kleidung, in welcher die rothe Farbe heraus-

sticht, und an welcher auch die Zahl der Opfer durch besondere Abzeichen kenntlich gemacht ist, so daß es Baganis I., II. und III. Classe giebt, wie bei uns Ritter, Comture und Großkreuze eines Tapferkeitsordens. Diese beständigen Kopf- und Sclavenjagden decimirten diese Stämme furchtbar, erst in neuerer Zeit ist es den Jesuiten-Missionären gelungen, mit dem Christenthume den einzelnen Tribus auch eine friedfertigere Gesinnung einzuimpfen, wenn auch Rückfälle häufig sind und ein großer Theil dieser rauberpichten Kopfjäger noch in völliger Freiheit lebt. Diese unaufhörlichen Fehden, diese nie endende Angst vor einem plötzlichen Ueberfalle, kurz all die ewige Unruhe, in welcher die Kopfjäger Mindanaos naturgemäß leben mußten, haben auf ihren Charakter sehr nachtheilig gewirkt: sie sind hinterlistig und lügnerisch, so wie sie auch in der geringeren Sittlichkeit ihrer Weiber vor den Kopfjägern Luzons sich nicht vortheilhaft unterscheiden. Liederlich ist auch ihr Ackerbau: der Wald wird gerodet, niedergebrannt, der Boden etwas aufgekratzt und dann gesäet. Nach einigen (schmalen) Ernten versagt der nie gedüngte, vom Unkraut gar nicht oder schwach gereinigte Boden und man sieht sich genöthigt, an einer anderen Stelle den Urwald zu lichten und von vorne wieder zu beginnen.

Die Hütten der Bergheiden von Mindanao sind viel einfacher als jene, welche die Igorroten von Luzon sich errichten; bei einzelnen Stämmen im Gebiete des Rio Agúsan, Tagum und Hiho wohnen diese Kopfjäger so zu sagen in den Wipfeln der Bäume, indem sie, um vor plötzlichen Angriffen ihrer Feinde gesichert zu sein, ihr Haus in dem breiten Geäste eines hohen starken Baumes zusammenzimmern. Die Leiter, welche das Ersteigen des luftigen Heimes ermöglicht, wird zur Nachtzeit in die Höhe gezogen.

Bemerkenswerth ist, daß bei einzelnen dieser Kopfjäger-

stämme der großen Insel Mindanao, besonders bei den Bagobos, das Pferd als Reitthier häufig in Verwendung steht, wie sie denn auch für dieses Hausthier einen malayischen Namen besitzen, im Gegensatz zu den Stämmen von Luzon, die das Pferd erst von den Spaniern bekamen und deshalb auch von diesen den Namen caballo entlehnten. Es scheinen demnach die Bewohner Mindanaos das Pferd noch vor Ankunft der Spanier gekannt und als Reitthier benutzt zu haben.

Die Religion der Mindanao-Heiden ist auf demselben Ahnencultus begründet, wie wir ihn schon bei den Bergheiden Luzons kennen gelernt haben, doch scheint hier die Mythologie inhaltsreicher und entwickelter zu sein, als bei den Heiden des Nordens. Es können aber spätere Forschungen wohl einiges Neue aus Luzon uns bringen und so den scheinbaren Vorsprung, den die Mythenbildung der Mindanao-Heiden gegenwärtig aufweist, wieder erreichen, denn vieles läßt mich vermuthen, daß eine genauere Kenntniß der Bergstämme Luzons sie uns auch in religiöser Beziehung den Bergheiden Mindanaos überlegen erscheinen lassen wird. Dagegen ist das rituelle Ceremoniell im Süden ausgebildeter als auf Luzon. Die Opferbräuche sind mannigfacher und blutiger, manchen Dämonen werden auch Menschen geopfert, insbesondere dem im Vulcan Apó hausenden bösen Geiste. Sehr ausgebildet ist der Glaube an das Vogel-Augurium. Eine Wildtaube (Phabotreron brevirostris) spielt hier eine große Rolle, deren Girren, je nachdem man es von der rechten oder linken Seite her vernimmt, Glück oder Unheil ankündigt. Es ist aber zu bemerken, daß derselbe Glaube früher auch bei den Bisayas zu finden war und noch heute als Aberglauben sich hie und da erhalten hat.

Die Bewaffnung der Mindanaoheiden erinnert an jene der Bergstämme Luzons: Lanze und Waldmesser sind die Hauptwaffen, Bogen und Pfeil treten aber nicht so in den Hintergrund.

Dagegen erinnert an die Nachbarschaft der Sunda-Inseln das häufigere Vorkommen des Blaserohrs, wenn auch dieses hier vornehmlich nur für die Jagd auf kleine Vögel im Brauche ist. Die Axt Liua der Igorroten Luzons findet sich auf Mindanao nicht, ebensowenig einige charakteristische Schildformen jener nördlichen Kopfjäger. Auch in den Musikinstrumenten fehlt zwischen Nord und Süd eine Uebereinstimmung, außer in den Trommeln. Die bei den luzonischen Kopfjägern erwähnte *Gansa* ist auf Mindanao unbekannt, dafür begegnen wir hier den Aguns (Art Schallbecken), die aber auch bei den Bisayas und den mohammedanischen Küstenmalayen eine große Rolle spielen und wohl von diesen erst zu den Bergheiden gekommen sind.

Alle diese Bergstämme gehen allmählich durch Annahme des Islams oder des Christenthums in den Moros oder den Bisayas auf, welche Aufgabe ihrer Nationalität durch die Kleinheit und räumliche Zersplitterung ihres Sprachgebietes sehr erleichtert wird.

Die Bisayas-Inseln weisen nur auf Cebú, Negros und Panay Bergheiden auf, über welche wenig bekannt ist und von denen die Bukidnon der Insel Negros die zahlreichsten sind und zu den kriegerischen Kopfjägerstämmen gerechnet werden können. Spanische und englische Schriftsteller haben diesen Bukidnon irrthümlicher Weise auch den Namen „Igorroten“ gegeben.

Die Insel Mindoro wird in ihrem gesammten Binnenlande von den Mangianen bewohnt. Das Wort Mangian bedeutet „Waldmensch“ und wird von den tagalischen Küstenbewohnern *allen* Bergheiden des Innern der Insel gegeben. Wenn ich im Folgenden von „Mangianen“ spreche, so verstehe ich darunter jene sanften Bergmalayen Mindoros, welche bei all ihrer Verkommenheit dennoch eine Buchstabenschrift besitzen, die sich jenen Alphabeten anschließt, welche bei den Küstenmalayen der Philippinen zur Zeit der Ankunft der Spanier allgemein im

Brauche waren. Ganz dasselbe, was ich hier von den Mangianen Mindoros gesagt habe, gilt auch für jene Bergheiden der Insel Palauan, welche den Namen Tagbanuas führen; sie sind friedfertig und heruntergekommen, besitzen aber ebenfalls ein Alphabet. Künftige eingehende Forschungen werden die Frage beantworten können, ob diese schriftkundigen, aber auf einer tiefen Stufe der Cultur stehenden Mangianen und Tagbanuas einst auf demselben Gesittungsniveau, wie die Tagalen und Bisayas sich befunden hätten, dann aber in den Buschwald von den die Küsten in Besitz nehmenden Tagalen (Mindoro) und Borneanern (Palauan) gedrängt worden wären, um in dem Buschleben zu verkümmern und zu verwildern. Die Frage kann auch so gestellt werden: Sind diese Mangianen und Tagbanuas wirklich zu den Bergheiden zu rechnen oder stellen sie declassirte Stämme der Küstenmalayen dar? Jedenfalls bilden sie zu diesen einen ebenso unmittelbaren Uebergang, wie die Tingianen der Insel Luzon.

Eines ist allen diesen Bergstämmen eigenthümlich und gemeinsam: die tiefe Stufe des Schiffswesens, obzwar einzelne Stämme an großen, schiffbaren Flüssen oder Seen, ja auch, die Zone der Küstenmalayen durchbrechend, am Meeresstrande selbst wohnen, wie dies auf Mindanao und Palauan der Fall ist.

Die Zahl der Bergheiden zu schätzen, ist eine sehr schwierige Sache; so zahlreich ihre Sprachstämme sind, so individuenarm sind sie; viele zählen nur 1500 bis 2000 Seelen. Die mindeste Schätzung weist ihnen 600 000, die höchste 1 100 000 Köpfe zu.

Die mohammedanischen Malayen. Wenn wir annehmen, daß die Negritos die Urbevölkerung des Archipels bilden, welche von den eindringenden Malayen in die Gebirge verjagt und in kleine Tribus versprengt und zerstreut worden sind, dann können wir aus verschiedenen Gründen, die anzuführen hier nicht

passend erscheint, auch die Einwanderung der Malayen nach Etappen eintheilen. Zuerst kamen die Vorfahren der Bergstämme, welche ursprünglich nur die Küste besetzten. Nach einer längeren Pause kamen die Ahnen der heute christlichen Küstenstämme der Tagalen, Bisayas u. A., durch deren Invasion die Bergheiden ins Innere abgedrängt wurden. Noch später kam, als schon der Islam seine Verbreitung im heute holländischen Archipel gefunden, eine dritte malayische Invasionswelle, jene der Vorfahren der heutigen Moros. Diesen gelang es nun, im Süden festen Fuß zu fassen, in den Bisayas und Süd-, wie Mittel-Luzon wurde dieser Invasion durch die Spanier ein rasches Ende bereitet und nach Nord-Luzon scheint sie überhaupt nicht gelangt zu sein.

Wollten wir also die Völkerschichten des Archipels nach ihrem Alter geordnet hier behandeln, so würden die christlichen Küstenmalayen verdienen, zuerst besprochen zu werden. Ich thue dies aus dem Grunde aber nicht, weil von der Schilderung der christlich-malayischen Welt sich der leichteste Uebergang zu der politischen Geschichte und den modernen Verhältnissen herstellen läßt, während Negritos, Bergheiden und „Moros" in der „philippinischen Frage" keine Rolle spielen.

So werden wir also zunächst den Moros unsere Aufmerksamkeit widmen. Diese können wir in mehrere Volks- oder Sprachstämme eintheilen, unter welchen die Sulus und die Magindanaos die hervorragendsten sind. Die Sulus bewohnen den gleichnamigen Archipel und die wichtigeren Küstenplätze von Palauan. Die Magindanaos sind am Unterlaufe des Rio Grande und an der Südwestküste der Insel Mindanao seßhaft. Mit ihnen nahe verwandt sind die Illanos oder Ilanon, die jenen Theil der eben erwähnten Insel bewohnen, welcher zwischen der Baia Illana und jener Gebirgskette liegt, welche die Wasserscheide zwischen dem Lanao-See und dem Rio Grande bilden.

Kleinere Morosstämme findet man im westlichsten und südlichsten Mindanao.

Alle diese Morosstämme sind Mischrassen. Die Ahnherren der Sulus scheinen von Borneo, jene der Magindanaos von den Molukken her ins Land gekommen zu sein. Auch jene „Zigeuner", unter den Malayen, die Orang-laut (die „Lutaos" der Spanier), können als Fermente jener Morosvölker mit angesehen werden, insbesondere liegt es nahe, bei den Illanos eine derartige Beimengung anzunehmen. Die heidnischen Eingeborenen der nun von den Moros bewohnten Districte wurden von den Eroberern unterworfen und aufgesogen. Durch Sclaven-Razzias unter den Tirurays, Bukidnon, Subanon und anderen heidnischen Stämmen der Insel Mindanao wurde dieses Assimiliren fremder Stämme bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Dazu kam bis vor dreißig Jahren die Piraterie, welche diese Moros in den Gewässern der Philippinen trieben und deren Hauptobject ebenfalls das Heimbringen von Sclaven war. So sind die heutigen Moros das Kreuzungsproduct einer Menge philippinischer Volksstämme und ähnlich den Magyaren Europas ist es nur die Sprache, welche diese Morosvölker noch als solche fortleben läßt. Was die Beimischung vom Blute nichtphilippinischer Völker anbelangt, so ist die spanische Angabe, daß die Moros Mischlinge von Arabern und Malayen wären, eine jener Ausgeburten der südlichen Phantasie, wie sie Daudet an dem Bompard seines Numa Roumertan so scharf zu charakterisiren versteht. Es ist natürlich vorgekommen, daß einzelne Araber sich hier niederließen, aber wenn dies hinreicht, die Moros als Abkömmlinge von Arabern hinzustellen, so könnten sie mit größerem Rechte als Mischlinge von Spaniern, mexikanischen und peruanischen Indianern und Malayen angesehen werden, denn die Moros haben viel mehr Spanier und die mexikanischen und peruanischen Liniensoldaten derselben als Sclaven von ihren Corsarenzügen heimgebracht,

als jemals Araber ins Land gekommen sind. Dagegen sind von Borneo, dessen Landstrich Saba bis vor fünfundzwanzig Jahren zu Sulu gehörte, viele Eingeborene nach dieser Inselgruppe gebracht worden, während im sechzehnten Jahrhundert Makassaren und Alfuren sich häufig als Söldner oder Sclaven in den Moroländern fanden, sowie (minder zahlreich) Papua-Sclaven von den Märkten von Ternate und Tidore her. Im Mittelalter dürften auch Javanen, wenigstens auf Sulu, sich niedergelassen haben.

Bei der Tracht der Moros fällt vor Allem auf, daß die langen, bis zu den Fußknöcheln reichenden Beinkleider der Männer enge sind. Ueber den Hosen wird vielfach der Sarong getragen; eine Jacke mit engen Aermeln, eine Leibbinde und ein nach Art der westlichen Malayen gewundener Turban vervollständigen die Nationaltracht der Moros. Ihre Nationalwaffen erinnern an jene der übrigen philippinischen Malayen, doch unterscheidet sie von diesen das häufige Vorkommen des bald geraden, bald geflammten Kris. Die Feuerwaffen sind allgemein verbreitet, sie gießen auch kleine Geschütze, Lantaka genannt. Die Helme und Panzer (letztere aus Hornplättchen zusammengesetzt oder Kettenpanzer) sind nur noch selten bei den Illanos zu erblicken.

Ackerbau und Fischfang, und in zweiter Linie die Jagd, liefern den Moros die Nahrung. Angebaut werden vorzüglich Reis und Mais, außerdem Zuckerrohr, Caffee und Tabak. Die Cocospalme und die Banane spielen bei den Moros dieselbe Rolle, wie bei allen Küstenmalayen. Im Haushalte sind Bambus und Ratan unentbehrlich. Die Industrie beschränkt sich auf Webereien und die Herstellung von Waffen und Schmuck. Unter den Hausthieren ist neben dem Huhn und dem Kerabau-Büffel noch das Pferd zu erwähnen.

Das gesellschaftlich-staatliche Leben beruht auf dem Feudal-

system und der Sclaverei. Unter dem Sultan stehen die großen Barone, die Dattos, die wieder Vasallen und Sclaven unter sich haben. Als Residenzen dieser Dattos und Sultane dienen befestigte Höfe, die Kottas, die von steinernen Mauern oder Palissaden umgeben sind, deren Armirung die oben erwähnten Lantakas bilden. Mächtige Sultane oder Dattos besitzen mehrere Kottas. Der angesehenste aller Morosfürsten ist der Sultan von Sulu; welchem der gesammte Archipel Sulu unterthan ist. Das Sultanat Mindanao war einst nicht minder mächtig, wie jenes von Sulu; Thronstreitigkeiten lockerten aber den ohnehin losen Verband, und so ist der heutige Sultan von Mindanao bedeutungslos gegenüber seinen Vorfahren; eine große Anzahl von Dattos erklärten sich unabhängig und einige, wie jene von Kudarangan, Talayan und andere, führen sogar den Sultantitel.

Seitdem mit dem Auftauchen der Dampfkanonenboote in den philippinischen Gewässern (1860—63) dem Seeraub in jenem Archipel ein Ende bereitet wurde, ist die Haupteinnahmequelle der Dattos versiegt und damit ist auch in allen Morosgebieten ein großer politischer wie wirthschaftlicher Verfall bemerkbar.

Der Islam hat die Moros wohl mit religiösem Fanatismus erfüllt, aber seine Lehren haften nur oberflächlich, besonders im südlichen Mindanao, wo die Moros nur dem Namen nach Mohammedaner sind. Seit die Mekka-Pilgerschaft durch die Dampfer-Verbindungen so sehr erleichtert worden ist, wallen auch Sulus zum Grabe des Propheten, obgleich nur in geringer Anzahl.

Die Zahl sämmtlicher Moros wird auf 350 000—800 000 Seelen geschätzt, die erstere Ziffer ist jedenfalls die verläßlichere, die andere absolut falsch, denn nach meinen statistischen Untersuchungen dürften auch im Maximum nicht mehr als 500 000 Moros auf Mindanao, Sulu, Balabak und Palauan leben.

Die christlichen, altcivilisirten Malayen. An den Küsten Luzons, der Bisayas und Nord- wie Ost-Mindanao wohnen jene malayischen Stämme, welche zur Zeit der spanischen Conquista sich bereits auf einer höheren Stufe der Cultur befanden, mit außerordentlicher Raschheit die katholische Religion aufnahmen und sich schnell dem spanischen Ideen- und Culturkreise anzupassen verstanden. Sie bilden nicht ein einziges Volk, sondern zerfallen in die Tagalen (Mittel-Luzon und Mindoro), Zambalen (West-Luzon), Pampangos (Mittel-Luzon), Pangasinanen (West-Luzon), Ilokanen (Nord-West-Luzon), Kagayanen (Nord-Luzon), Bikol (Süd-Luzon), Batanen (im gleichnamigen Archipel), Bisayas (im gleichnamigen Archipel, ferner an der Nord- und Ostküste Mindanaos) und die Agutainos, Kalamianen und Koyuvos, obwohl die drei letztgenannten Völkerschaften eigentlich christianisirte Tagbanuas sind, also streng genommen nicht hierher gehören. Als die hervorstechendsten Vertreter dieses Culturkreises kann man die Tagalen, Ilokanen und Bisayas bezeichnen. Erstere wegen ihrer tüchtigen Volksbildung, die zweiten wegen ihrer Expansivkraft und Unternehmungslust, die dritten, weil sie das zahlreichste Volk des Archipels bilden.

Diese altchristlichen Malayen, die „Indier" der Spanier, sind von kleinerem Wuchse als die Bergmalayen. Man kann in ihrem Antlitz zwei Typen erkennen, den einen mit kleinen mongolenartig geformten, den anderen mit großgeschnittenen Augen. Sehr häufig ist die Annäherung an den japanischen Typus; Tagalen, Ilokanen und andere Vertreter dieser philippinischen Bevölkerungsschicht sind bei Reisen in Japan von Japanern selbst für deren Landsleute angesehen worden. Jedenfalls ist es nicht ganz unstatthaft, sie als den Uebergang von den Malayen zu den Japanern zu bezeichnen, wenngleich nur die Realität, nicht die Wissenschaft diese Hypothese begründen kann.

Die Tracht der Bauern besteht in Beinkleidern und einem Hemde, das gleichzeitig als Jacke angesehen, d. h. über den Hosen getragen wird, eine Tracht also, wie man sie nicht nur in einzelnen Theilen von Spanisch-Amerika, sondern auch in Ungarn und Rumänien findet. Auf dem Kopfe ruht der Salakot, ein Hut, der die Form eines Kugelsegmentes hat, mitunter mit Silber ausgeschlagen und mit einer Spitze aus demselben Metall versehen ist. Minder verbreitet sind die Hüte anderen Formates. Die Füße stecken an Festtagen nur in Schuhen, sonst zieht es der Kleinbauer vor, barfuß zu gehen. Die Frauen und Mädchen der niederen Classen tragen eine kurze Hemdjacke, dann die Saya (eine Art Sarong), welche die Stelle des Frauenrockes vertritt und darüber — quer — einen zweiten Sarong (den Tápis).

Vor der Sonnengluth schützt das Mädchen aus dem Volke den Kopf durch einen Salakot oder durch ein Kopftuch, das so getragen wird, wie wir es in vielen Theilen Oesterreichs und Deutschlands sehen: ein Tuch wird über den Kopf geworfen, so daß ein Zipfel über den Rücken herunterhängt, während zwei andere unter dem Kinne zusammengebunden werden. Ein Brusttuch, wie es die Tirolerinnen tragen, die „Candonga", Pantöffelchen oder Schuhe, gehören zur Festtracht.

So tragen sich die Leute der niederen Classen; je höher hinauf wir auf der socialen Stufe gelangen, desto mehr nimmt die Tracht die Formen der europäischen Mode an und da diese Malayen mehr Gebildete besitzen, als die Serben und Bulgaren, so ist der Procentsatz der nach europäischer Art gekleideten ein größerer, als bei jenen der Unabhängigkeit und der Selbstregierung sich erfreuenden Nationen der Balkanhalbinsel. Es ist lebhaft zu bedauern, daß gelegentlich der politischen Wirren des Archipels die illustrirten Blätter nur immer Typen der niederen Volksclassen brachten, weil dadurch in der mit den

Verhältnissen des Landes nicht unterrichteten Leserwelt sich dieselbe Unterschätzung dieses tüchtigen Volkes bilden mußte, wie bei den Amerikanern.

Die gewöhnlichste Form des tagalischen Hauses ist folgende: auf Pfählen ruht in Mannshöhe das einstöckige Haus, das aus Holz, Bambus und Ratan hergestellt ist, je nach den verfügbaren Materialien und Mitteln. Das Dach ist mit den Blättern der Nipa-Palme oder mit Cogon-Gras gedeckt, wie denn in den Hütten der Aermeren auch die Wände aus Palmblättern geflochten sind. Der Zugang ist von außen durch eine Leiter ermöglicht. Die Fenster bestehen aus Läden, die nach Erforderniß auf- und zugeklappt werden. Auf den Batan-Inseln wohnen auch die Aermeren in blendendweiß getünchten Steinhäusern, was im übrigen Archipel nur Reicheren möglich ist. Uebrigens ziehen viele die leichtgebauten Rohrhütten vor, weil sie bei den häufigen Erdbeben widerstandsfähiger und gefahrloser sich erweisen, als Steinbauten, andererseits sind dort, wo die Häuser aus Bambus und ähnlichem Material erbaut werden, verheerende Feuersbrünste außerordentlich häufig und verheerend. Allgemein sind die besseren Häuser mit einer Veranda versehen. Das Mobiliar eines Tagelöhners und Feldarbeiters besteht zumeist nur aus Matten und den Kochgeräthen. Matten bilden da das Bett, die Zudecke und das Kopfkissen. Heiligenbilder und Petroleumlampen verrathen den europäischen Einfluß. In den Wohnungen der besseren Stände findet sich, je höher man kommt desto mehr, eine Annäherung an das Meublement eines europäischen Hauses. Die Zimmereinrichtung vornehmer Indier unterscheidet sich oft nur durch größeren Luxus von jener der im Lande wohnenden Spanier und fremden Europäer.

Die Tagalen, sowie die anderen Indier überhaupt, leben vom Ackerbau und dem Fischfang. Obwohl der Reis die Hauptnahrung der Filipinos bildet, indem er die Stelle unseres

Brotes vertritt, so wird er doch nicht in hinreichender Menge gebaut, so daß aus Französisch-Cochinchina Reis eingeführt werden muß. Dies rührt daher, daß die Eingebornen sich dem Anbaue lohnenderer Pflanzen gewidmet haben, unter welchen das Zuckerrohr, der Manilahanf und der Tabak an erster Stelle zu nennen sind. Die Pflanzung von Indigo und Kaffee ist erheblich zurückgegangen. Für eigenen Consum dient noch der Ertrag der Mais-, Gabe- und Ubi-Felder. Die Cocospalme und die Banane spielen im Haushalte aller Philippiner eine bedeutende Rolle.

Das angebaute Land gehörte vor der Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges zu einem großen Theile dem spanischen Ordensclerus (Dominicanern, Augustinern und Franciscanern), insbesondere war die Provinz Cavite beinahe ein Latifundium der Mönche. Der übrige Besitz war in den Händen der eingebornen Aristokratie (der „Principalia“), dann von chinesischen und spanischen Mestizen, weniger in jenen der Creolen und europäischen Spanier. Es gab demnach wenig Kleinbauer, dagegen viele Pächter und Tagelöhner. In manchen Provinzen litten die Plebejer durch die Bedrückungen der Grundherren sehr, dies gilt besonders von dem ilokanischen Gebiete. Dieser Druck aber hat es hauptsächlich bewirkt, daß die Ilokanen sehr auswanderungslustig sind: sie lassen sich in anderen Provinzen Luzons nieder und spielen dort vielfach die Rolle der polnischen Arbeiter in Deutschland. Auch unter den Bisayas, besonders jenen von Bohol, ist ein größerer Auswanderungstrieb bemerkbar; hier ist es die Nord- und Ostküste der Insel Mindanao, welche von den Auswanderern zu ihrem neuen Heim erwählt wird. Die sociale Lage der Kleinbauern ist keine besonders rosige, denn sie sind meist schwer verschuldet, doch wird eine einsichtige Regierung diesen Uebelstand leicht beseitigen können, da anbaufähiges Kronland in Menge vorhanden ist.

Ueber die Arbeiterfrage auf den Philippinen ist schon viel geschrieben worden; im Allgemeinen gehen die Ansichten von Kennern dahin, daß man bei einer intensiven Plantagencultur auf den Import fremder Arbeitskräfte wird zählen müssen, weil der Eingeborne bei seiner Bedürfnislosigkeit nicht die Nöthigung verspürt, wie ein Kuli rastlos und ausdauernd zu arbeiten. Es wird abzuwarten sein, ob die unter dem alle Arbeitslust erstickenden Mönchsregime der Spanier gesammelten Anschauungen auch unter den geänderten Verhältnissen ihre Richtigkeit beibehalten werden. Dr. Rizal versicherte mir, daß seine Landsleute sehr fleißige Arbeiter wären, wenn sie eines sicheren Gewinnes gewärtig sein könnten. Dies war unter der spanischen Herrschaft nicht der Fall, weil die Regierungsbehörden und die Mönche eine sehr parteiliche Herrschaft ausübten, so daß es dem Armen schwer war, gegen den reichen Günstling der herrschenden Classe aufzukommen. Eine unparteiische Justiz und Verwaltung wird gewiß eine Besserung der Arbeitsverhältnisse herbeiführen.

Die Hauptnahrung des Volkes bilden Reis, Bananen, Fische und Krebse; die Küche der Vornehmen besitzt mehrere Gerichte, welche an österreichische und ungarische Nationalspeisen erinnern.

Das Huhn, die Ente, der Kerabau-Büffel und das Rind bilden nebst dem Schwein den „Viehbestand" der Indier; in einzelnen Provinzen wird die Rindvieh- und Schweinezucht nicht bloß zu eigenem Bedarf, sondern auch zum Export (nach Manila und anderen Provinzen) betrieben. Auf Luzon giebt es Landstriche, wo man sich auch mit der Pferdezucht beschäftigt. Diese Pferde sind von kleinem Schlage; sie stammen von einer Kreuzung spanischer Pferde mit chinesischen und japanischen her.

Die Hühnerzucht wird nicht nur des Fleisches und der Eier wegen gepflegt, sondern auch um Kampfhähne zu erhalten, denn der Hahnenkampf ist bei den Philippinern ebenso beliebt,

wie bei den Spaniern der Stierkampf. Aguinaldo, der Präsident der philippinischen Republik, sucht diesem Laster durch Verbote zu steuern. Ein anderes, viel bemerktes „Laster" der Eingebornen ist im Abnehmen begriffen: das Betelkauen; die vornehmeren Classen beginnen es als shocking anzusehen. Obwohl das Trinken von Palmwein verbreitet war, so konnte man doch von allen Philippinern sagen, daß das Laster der Trunksucht dem Lande fremd sei; heute ist dort, wo die Amerikaner ihre Flagge aufziehn und behaupten konnten, auch die Branntweinpest eingezogen: den einzigen wirklichen Erfolg, welchen die Amerikaner bis jetzt im Archipel errungen haben.

Die nationale Industrie der Philippiner stand bei der Eroberung durch die Spanier auf einer höheren Stufe als es jetzt der Fall ist. Feine Gewebe aus Ananas-Fasern (Piña), feine Stroh- und Bastgeflechte (Cigarrentaschen, Matten u. a.) bilden eine besondere Specialität der Philippinen. Bemerkenswerth ist die Menge der Korbarten, welche die Eingebornen aus Ratan, Gras, Palmblättern u. dgl. zu flechten verstehen. Das alte Goldschmiedgewerbe hat sich noch einigermaßen erhalten, insbesondere genießen die Silberarbeiter Manilas einen guten Ruf. Die Neigung aller Classen und Kasten der philippinischen Bevölkerung, sich mit Juwelen und Geschmeide zu schmücken, begünstigte die Erhaltung dieses alten philippinischen Gewerbes, obwohl die importirten Erzeugnisse der europäischen Goldwaarenfabriken auch hier ihren Siegeseinzug halten. Manche Gewerbezweige, wie die Schuhmacherei, sind in die Hände der Chinesen gerathen.

Die musikalische Begabung der Indier wird von allen gerühmt. Die Ausübung der Musik wird leidenschaftlich gepflegt: das Harmonium, die Harfe und die Geige, wie die Guitarre sind beliebte Hausinstrumente. Jedes Dorf besitzt zum Mindesten eine Musikkapelle. Die alten nationalen Gesangs- und Tanz-

weisen, wie der Kurdiman, Talindao u. a. haben sich noch erhalten, sie wechseln mit Straußischen Walzern und anderen Erzeugnissen der europäischen Musikdichtung ab. Dagegen ist die Stimme der philippinischen Eingebornen zu schwach, als daß aus ihnen so häufig Theater-Sänger kommen könnten, wie bei den europäischen Völkern. Die Philippiner besitzen eine ziemliche Reihe eingeborner Componisten, deren Tondichtungen zwar nicht über das Maaß der Gewöhnlichkeit hinausgehen, aber immerhin ganz annehmbar sind.

Auch die Neigung zur bildenden Kunst ist vorhanden und mit Begabung gepaart. Es sind nicht bloß die Erzeugnisse gewöhnlicher Holz- und Elfenbeinschnitzer, auf die ich hier anspiele, auch die Malerei, die Malerei im europäischen Stile, hat hier Pflege und Talente gefunden, unter welchen ich den Ilokanen Juan Luna deshalb bemerken will, weil seine Gemälde in Europa Aufsehen erregten und in illustrirten Blättern (wie in der Leipz. Illustr. Ztg.) reproducirt wurden; man hielt sie, verleitet durch den Namen, für Gemälde spanischer Künstler ...

Die Grundzüge des philippinischen Charakters sind eine ruhige Gefügigkeit und Ehrgeiz, der in den verschiedensten Formen von der Eitelkeit bis zum stolzen Streben nach Geltendmachung des Ich sich bemerkbar macht und einen der wichtigsten psychischen Factoren in der philippinischen Frage bildet. Daraus erklärt sich auch der Hang zur Rachsucht, die lange beherrscht und gezügelt im gegebenen Falle ihre Genugthuung sich sucht. Erst durch den Verlauf des Aufstandes gegen die spanische Macht und im Kampfe gegen die Amerikaner ist eine andere Eigenschaft der Philippiner zur Geltung gekommen, die früher zu bemerken, man nicht Gelegenheit besaß; es ist dies eine an die Nordländer erinnernde Selbstbeherrschung, die sich darin offenbarte, daß — wenige Ausnahmen abgerechnet — das Volk davon Abstand nahm, an den in seine Hände gefallenen

Peinigern die gewünschte und ersehnte Rache zu nehmen, weil es „um seinen Ruf in Europa“ besorgt war. Die philippinische Revolution ist nicht durch eine solche Reihe von Greuelthaten befleckt, wie die Geschichte der Revolutionen der europäischen Völker. Es giebt noch etwas, das ein vortheilhaftes Licht auf den Nationalcharakter der Philippiner wirft, es ist die Disciplin der Führer des ehemaligen Insurrectionsheeres, der nunmehrigen Armee der philippinischen Republik. Wer die Geschichte des Abfalles der spanischen Colonien auf dem Festlande Amerikas kennt, der wird gewiß sich dessen erinnern, daß die Aufständischen immer uneins waren, ihre Generale angesichts des Feindes gegen einander losschlugen, einander gegenseitig verriethen und im Stiche ließen und doch gehörten jene Generale mit wenigen Ausnahmen der weißen Rasse, dem Creolenadel, an. Im philippinischen Heere hingegen, das aus so vielen Völkerschaften zusammengewürfelt ist, dessen Generale überwiegend Malayen sind, klappt alles und wenn wir von dem noch nicht aufgeklärten Falle Luna absehen, herrscht ein Geist der Subordination und Disciplin vor, wie ihn die Filipinos unmöglich von ihren früheren Herren, den Spaniern, übernehmen konnten.

Deutsche, welche sowohl in den Philippinen, wie in Japan gelebt haben, versichern, daß der Philippiner dem Japaner in vielen Dingen gleichsteht, in Ehrlichkeit und Rechtssinn ihn bedeutend übertrifft.

Daß der Philippiner gastlich und ein guter Freund ist, wird sehr gerühmt, letzteres habe ich in so vielen Fällen erprobt, daß ich es nicht genügend hervorheben kann.

Bei der Beurtheilung der Philippiner darf man nicht den Urtheilen der Spanier trauen, noch sich dieses nach dem Verkehre mit Dienern und dergleichen Leuten bilden, auch darf man nicht die Bewohner Manilas sich zum Maaßstabe nehmen, denn die Großstadtluft entnationalisirt und fördert das Gedeihen

der Sumpfpflanzen. Von manchen Reisenden wird viel von der Neigung zur Lüge und Heuchelei gesprochen, aber vergessen zu erwähnen, daß unter dem Mönchsregime die Lüge und Heuchelei das einzige Mittel war, sich vor der Verfolgung des allmächtigen Herrenvolkes zu retten, und daß der Deutsche und Engländer, der mit den Höflichkeitsphrasen der spanischen Welt nicht bekannt ist, das was bei Spaniern und den von ihnen erzogenen Völkern als ein bloßer nichtssagender Act der Höflichkeit angesehen wird, für baare Münze nimmt und dann nach erfolgter Enttäuschung über Verlogenheit u. dgl. klagt. Wer den reichen Phrasenschatz der spanischen Höflichkeit kennt, wer in der spanischen Welt zu Hause ist, wird die echte Lüge von der conventionellen leicht zu scheiden wissen.

Und da wir auf die spanische Sprache zu sprechen gekommen sind, so sei erwähnt, daß dieses Idiom die Amts- und Verkehrssprache bildet, aber nur von den „Studierten" geläufig gesprochen wird. Je größer die Stadt, desto größer die Zahl der Spanisch-Sprechenden. Das niedere Volk (Manila, Zamboanga und andere Orte ausgenommen), und in entlegenen Orten auch die Mittelclassen, spricht nur die eigene Sprache. Die Mönche waren es, welche der Verbreitung der spanischen Sprache heimlich, bei ihrer Macht aber sehr wirkungsvoll, sich widersetzten, denn die mit jedem Ministerwechsel neu eintreffenden spanischen Beamten waren so auf die Vermittlung der Ordensgeistlichkeit angewiesen. Die Gesetze schrieben zwar vor, daß in den Volksschulen das Spanische gelehrt werden solle, da aber der Mönchspfarrer der Schulinspector war, so geschah es mit dieser Vorschrift, wie mit allen anderen, die den Mönchen nicht passend erschienen; sie blieb mehr oder minder ein beschriebenes oder gedrucktes Papier. In den Volksschulen wurde demnach nur in der Sprache der Eingeborenen der Unterricht ertheilt. Jede Gemeinde hat zum mindesten zwei Volksschulen, eine für

Knaben, die andere für Mädchen. Der Schulbesuch ist ein günstiger, in vielen Provinzen ist der Procentsatz der Analphabeten ein geringerer, als in Italien, Ungarn, Dalmatien, von anderen interessanten Ländern Osteuropas erst nicht zu reden. In den Mittelschulen, die zur Zeit der spanischen Herrschaft sich nur in Manila befanden, so wie auf der Universität wurde spanisch der Unterricht ertheilt. Da kam es häufig vor, daß wissensdurstige Jünglinge als Diener bei Spaniern eintraten, um in dieser Stellung so viel spanisch zu erlernen, daß sie dann in jene höheren Lehranstalten eintreten konnten. Das Sprachentalent der philippinischen Malayen ist ein sehr großes; ich habe an meinen Freunden mit Staunen es bewundert, wie schnell sie europäische Sprachen erlernten. Ein junger Student, ein Bikol, Namens Panganiban, lernte in Barcelona in fünfundvierzig Wochen deutsch so gut, daß es viel verständlicher und correcter war, als das Deutsch so vieler meiner slavischen Landsleute. In Pangasinan und Nueva Ecija sprechen viele Leute drei Sprachen: Tagalisch, Pangasinanisch und Ilokanisch.

Jedenfalls haben wir in den philippinischen Küstenmalayen ein hochbegabtes und aufstrebendes Volk vor uns, daß der Sympathien der gebildeten Europäer würdig ist und sich deren auch immer würdig erweisen wird.

Was die Zahl dieser civilisirten Malayen anbelangt, so wird sie auf 6½ bis 8 Millionen Köpfe, von einigen noch höher geschätzt; davon bilden die Tagalen weniger als ein Drittel und mehr als ein Viertel, die Bisayas beinahe die Hälfte, die Ilokanen ein Dreizehntel, dann folgen in absteigender Reihe Bikol, Pangasinanen, Pampangos, Zambalen, Kagayanen, Koyuvos, Kalamianen und Agutainos.

Spanier und Chinesen. Sehen wir von den Mönchen, Beamten und Soldaten ab, so hat die Zahl der europäischen Spanier in dem letzten Viertel unseres Jahrhunderts kaum ein

Tausendstel der Bevölkerung gebildet und so konnte dieses Element um so weniger einen Einfluß im Lande ausüben, als Reichthum, Wissen und Bildung bei seinen Repräsentanten nicht zu finden waren. Nur diejenigen brachten es zur Geltung, welche irgend eine reiche Indierin, Mestizin oder Creolin geheirathet und im Lande dann sich dauernd niedergelassen hatten. Von den eingebornen Spaniern, den Creolen, will ich erst sprechen, wenn von den Mischlingen die Rede ist, denn man kann sie nicht gut von dieser Gruppe trennen.

Die Chinesen sind zwar nicht allzu zahlreich ($2^1/_2$% der Gesammtbevölkerung), aber von großer volkswirthschaftlicher Bedeutung für den Archipel. Sie bilden den Stand der Krämer und Agenten und viele haben es auch zu der Stellung großer Kaufleute gebracht. Diese vermehrten ihren Reichthum durch Uebernahme der Lieferungen an den Staat. Auch eine Anzahl von Gewerben ist von ihnen förmlich monopolisirt worden. Ihre siegreiche Concurrenz macht sie allen Classen der Eingeborenen verhaßt, doch hält man sie vielfach für unentbehrlich, dies gilt auch von der Zukunft des Landes. Wie überall in der Fremde bleibt der Chinese auch auf den Philippinen ein Wandervogel; er will im Lande sich ein bescheidenes Capital sammeln und mit diesem in seine Heimath zurückkehren. Selbst diejenigen, welche eine Philippinerin geheirathet haben, lassen oft Frau und Kind im Stich, um auf väterlicher Scholle den Rest des Lebens zu verbringen. Die spanische Regierung erschwerte den Chinesen die Verehelichung durch die Vorschrift, daß nur Christen mit eingebornen Frauen sich verehelichen dürfen. Der chinesische Ehecandidat mußte demnach sich taufen lassen. Dieser Zwang ist zwar nicht löblich, aber er kam dem Lande und Volke der Philippinen insofern zu Gute, als die Kinder aus diesen Mischehen Philippiner sind, während in Holländisch-Indien und den Straits-Settlements die von den

Chinesen mit eingebornen Frauen erzeugten Sprößlinge der Rasse, Religion und Sprache ihres Vaters nachgerathen.

Die Mischlinge. Man unterscheidet auf den Philippinen zweierlei Mischlinge: den spanischen und den chinesischen Mestizen. Ersterer ist das Product der Kreuzung der spanischen Rasse mit einer der Eingebornen, letzterer der Abkömmling eines Chinesen und einer Philippinerin. Eine weitere Benennung und Classificirung der Rassenkreuzungen ist auf den Philippinen nicht gebräuchlich gewesen, wie im Lateinischen Amerika. So ist der Sohn eines Weißen und einer spanischen Mestizin, ebenso gut ein spanischer Mestize, wie der Sohn eines Weißen mit einer chinesischen Mestizin. In den Adern vieler Mestizen rollt dreierlei Blut: kaukasisches, malayisches und mongolisches. Die spanischen Mestizen der dritten Generation (d. h. jene Filipinos, deren Vater und Großvater Weiße waren) rechneten sich zu den „philippinischen Spaniern" oder Creolen, und da die ungeheure Mehrzahl der Creolen mit malayischem und chinesischem Blute versetzt ist, so erklärt es sich, warum ich unter Einem die Creolen und die spanischen Mestizen behandele.

Die eingebornen Spanier und deren Mischlinge haben nie jene active leitende Rolle im Lande geführt, wie dies in Spanisch-Amerika der Fall war. Das Klima kann daran nicht die Hauptschuld tragen, eher das Milieu, denn alle spanischen Kreise lebten und leben noch heute mehr von der Vergangenheit, als an die Zukunft zu denken. So haben denn die Creolen und deren Mestizen von ihren spanischen Vätern her neben der Tugend der Höflichkeit und Liebenswürdigkeit leider auch deren Passivität im Bezug auf alles, was Fortschritt heißt, geerbt. In politischer Hinsicht sind die Creolen eher schüchtern in den Hintergrund gezogen, als muthig an die Rampen getreten. Den Creolen wie deren Mestizen fehlt eben alle Schneidigkeit. Vielleicht erklärt sich dies, weil bis in die siebziger Jahre die

spanische Regierung ihren ganzen Argwohn nur den Creolen und deren Mestizen widmete, weil sie nur diese für gefährlich und unzuverlässig hielt. So beständig beobachtet und verfolgt, mußten die eingebornen Weißen und deren Mischlinge naturgemäß furchtsam und verschüchtert werden. Natürlich gab und giebt es Ausnahmen genug.

Die Creolen schlossen sich an die Spanier in Sitten und Bräuchen an. Die Mestizen thaten dasselbe, wenn sie reich waren; die ärmeren unterschieden sich in der Lebensweise nicht von den Indiern ihrer socialen Schichte und Vermögensclasse.

Eine interessante Classe der philippinischen Bevölkerung bilden die chinesischen Mestizen. Sie sind die Sprößlinge der Ehen, welche Chinesen mit eingebornen Frauen eingehen. In der katholischen Religion auferzogen, sind sie in Sitten und Anschauungen nur Philippiner, gegen die Rasse ihrer Väter sind sie ebenso eingenommen, wie die Indier, und der Culturkreis, dem sie angehören und dem sie zustreben, ist der christlich-europäische. Sie sind die activste und unternehmungslustigste Kaste dieses Inselreiches. Der vom Vater ererbte kaufmännische Sinn und Erwerbsgeist wird von ihnen weiter fortgepflanzt. Sie drängen sich nicht, wie die spanischen Mestizen, vorwiegend in den Stand der Priester, Aerzte und Advocaten, sondern sind auch geriebene Geschäftsleute und Unternehmer. Das Geldleihen wird von ihnen vielfach fachgemäß betrieben.

Die Zahl der eingebornen Spanier oder Creolen beträgt etwa 0,03%, die Zahl der spanischen und chinesischen Mestizen zusammen 3½% der Gesammtbevölkerung, wobei die chinesischen Mestizen die Mehrzahl bilden.

Geschichte.

Die ältere Zeit. Am 16. März 1521 entdeckte Fernando Magallanes die erste Insel des heute „Philippinen“

genannten Archipels. Es war dies die Insel Jomonjol der Surigao-Gruppe. Er fand seinen Tod auf der kleinen Insel Maktan, als er dem neuen Vasallen der spanischen Krone, dem Könige von Cebú, im Kampfe gegen einen feindlichen Nachbar beistehen wollte. Die Spanier verließen hierauf den Archipel, dem sie den Namen „S. Lazarus-Inseln" gegeben hatten. Die Spanier sandten noch einige andere Expeditionen, welche die südlichen Inseln besuchten, ohne aber im Lande selbst festen Fuß zu fassen. Auf einer dieser Expeditionen (der des Villalobos) wird zuerst einer der Bisayas-Inseln der Name Filipina gegeben, der später auf den ganzen Archipel übertragen wurde.

Die Besitznahme der Philippinen erfolgte erst im Jahre 1565 durch Don Miguel Lopez de Legazpi, dem es mit Hülfe eines kühnen Enkels Don Juan Salcedo gelang, in sieben Jahren die Küstengebiete von Luzon und den Bisayas-Inseln, sowie einige Punkte auf der Nord- und Ostküste der Insel Mindanao zu unterwerfen. Den unmittelbaren Nachfolgern des ersten Generalgouverneurs der Inseln blieb (was die Küstengebiete anbelangt) nunmehr wenig zu erobern übrig: das Thal des Rio Grande de Cagayan auf Luzon und einzelne Plätze auf der Westküste der Insel Mindanao, die aber bald wieder geräumt werden mußten.

Die Spanier fanden nur auf Sulu und Mindanao größere Sultanate vor, und da in diesen der Islam auch unter der Bevölkerung, nicht bei den Vornehmen allein, Verbreitung gefunden hatte und der Sultan von Sulu von Borneo, der von Mindanao von den Molukken her (bald auch von den Holländern) Unterstützungen genossen, so konnten sich die Spanier, trotz mehrmaligen Versuchen, in dem Lande jener mohammedanischen Fürsten nicht dauernd behaupten.

Viel glatter ging die Eroberung der Bisayas und Luzons vor sich, weil hier nur die Vornehmen die Lehre des Propheten,

die überhaupt nicht bis Nord-Luzon kam, angenommen hatten, und kein einziger großer Staat mit der Machtfülle eines Sultans von Sulu oder Mindanao sich vorfand. Es gab nur wenige Fürsten, die über mehr als eine Gemeinde oder einen Verband von zwei oder drei Gemeinden geboten, und da diese Fürsten einander gegenseitig befehdeten und den Spaniern ihre Dienste gegen die Nachbaren anboten, so war die Besitznahme Luzons und der Bisayer um so leichter, als die niedere Bevölkerung in der spanischen Herrschaft ihre Rettung vor ewigen Fehden und vor den Corsaren des Südens erblickte. Die zahlreichen und trefflichen Missionäre, Mönche des Augustiner-, Dominicaner- und Franciscaner-Ordens, endlich die Jesuiten, bekehrten in sehr kurzer Zeit die Indier zum Christenthum und erwarben sich deren Liebe und Zuneigung dadurch, daß sie sie vor den Bedrückungen der Conquistadoren in wirksamer Weise beschützten.

Die Zeiten Philipps II. bilden den Glanzpunkt der philippinischen Geschichte, aber auch noch unter den beiden folgenden Philippen imponirt die Kraft, mit welcher einzelne Gouverneure (wie Morga, Dasmariñas, Tabora und Corcuera) nicht nur die Angriffe der Holländer zurückwerfen, sondern auch vorübergehend Formosa und die Sultanate von Mindanao und Sulu besetzen, ja sogar nach Hinterindien kühne Abenteurerzüge absenden konnten, während sie daheim in Manila bald chinesische bald japanische Aufstände niederschlagen mußten.

In Manila hatten sich nämlich, seit der Festsetzung der Spanier, ein japanisches und ein chinesisches Ghetto gebildet. Das erstere ging ein, als Japan sich dem Auslande verschloß, das zweite behauptete sich trotz gelegentlicher Chinesenverfolgungen, denn der Handel mit China war der Lebensnerv der spanischen Colonie. Nicht etwa in dem Sinne als ob China und die Philippinen gegenseitig Producte getauscht hätten. Zwar verkauften die Philippiner Hirschgeweihe, Trepang, Haifischflossen u. dgl.

nach China, aber der Hauptsache nach war Manila das Zwischendepot des spanischen und chinesischen Handelsverkehrs. Die chinesischen Waaren, von welchen die gestickten Seidenmantillen, die „Mantones de Manila" noch heute über die Philippinen ihren Weg nehmen, wurden in Manila gegen mexikanisches Silber umgetauscht. Dieser Handel würde einen großen Aufschwung genommen haben, wenn nicht die Regierung in ihrer Kurzsichtigkeit die Zahl der Schiffe, welche nur zwischen Manila und Acapulco (in Mexico) verkehren durften, ja den Laderaum und Geldwerth genau festgesetzt und das Recht, auch in diesen engen Schranken frei zu laden, dem Einzelnen durch die Einrichtung der Boletas verwehrt hätte. Auf diese Boletas oder Antheilscheine hatten gewisse Würdenträger und Corporationen Anrechte, so daß es dem Privatkaufmann schwer gemacht wurde, Boletas zu erlangen. Meist verkehrte im Jahre ein einziges Schiff (Galeonen) und in Kriegsjahren blieb auch dieses aus! So konnte der Galeonenhandel nicht zur Bereicherung weiterer Kreise, noch zur Schaffung eines wirklichen Kaufmannsstandes dienen, er diente nur dazu, den Privilegirten Einnahmen zu schaffen und die Corruption, die sich bald in großartigster Weise entwickelte, mächtig zu fördern. Dagegen hat dieses Handelssystem die Initiative der Bevölkerung getödtet, die alten Industrien des Landes zum Verfall gebracht, und bewirkt, daß die Eingebornen nur den Reis bauten, den sie für ihren Lebensunterhalt bedurften. Während die Holländer im malayischen Archipel durch Ausbeutung der Naturproducte sich bereicherten, verarmten selbst in der langen Friedenszeit nach 1648 in den Philippinen Spanier und Eingeborne in der kläglichsten Weise. Von den Städten, welche Legazpi und seine unmittelbaren Nachfolger gegründet, mit spanischem Rechte versehen und mit spanischen Bürgern besiedelt hatten, erhielt sich nur Manila, die übrigen verschwanden ganz oder waren zu Dörfern, die von

Indiern bewohnt wurden, herabgesunken. Die Spanier zogen sich, so weit sie nicht Mönche und Alcaldes Mayores (Provinzgouverneure) waren, nach Manila, denn dort allein saß man an der Quelle, d. h. nur dort konnte man durch erschlichene oder berechtigte Antheilnahme am Acapulco-Handel Geld erwerben. Wie bei einem Jahrmarkt ging es zu, wenn die Galeone kam oder ging, in der gesammten Zwischenzeit führten die spanischen Bürger ein müßiges Leben, welchem nur kleinstädtischer Klatsch eine Würze verlieh.

Alle Stände nahmen an diesem allgemeinen Verfalle Antheil. Heer und Flotte waren nicht im Stande die Bisayas und Süd-Luzon vor den Ueberfällen der Sulu- und Mindanao-Piraten zu schützen, die Eingebornen waren auf Selbsthülfe angewiesen und es war ein wahres Glück, daß viele der Pfarrer, ehe sie den Mönchshabit angezogen, im Heere gedient hatten, so konnten sie ihre Pfarrkinder militärisch abrichten und durch Anlage von Wachthürmen und Befestigung der Kirche und des Pfarrhofes bei einem Piratenangriff sich und ihre Schäflein mehr oder minder wirksam schützen.

In Manila selbst trat die Eifersucht der Mönchsorden unter einander oder gegen die Jesuiten grell zu Tage und lieferte mitunter recht unerbauliche Skandale. Der Ordensclerus stand auch in stetem Kampfe gegen das Episkopat. Die Pfarren der Philippinen galten nämlich als Missionspfarren und waren demnach statt mit Weltgeistlichen mit Mönchen besetzt, diese aber erklärten in erster Linie ihrem Ordensprovincial untergeordnet zu sein und wollten demnach das vom Episkopate in Anspruch genommene Visitationsrecht nicht in vollem Ausmaaße anerkennen. Die Gouverneure oder Generalcapitäne hatten bei dem Einflusse, den der hohe und Ordensclerus beim Hofe besaß, einen schwierigen Posten; es gehörte sehr viel Tact und diplomatisches Talent dazu, in diese Wirren nicht

mit hineingerissen zu werden. Wehe dem Generalcapitän, der es sich mit dem gesammten Clerus verdarb! So gerieth der Generalcapitän Don Diego de Salcedo (1663 bis 1668), ein Belgier, zuerst mit den Dominicanern, dann mit dem Erzbischof und Domcapitel von Manila, zuletzt mit dem gesammten Clerus in Conflict, und da jeder Orden unter der Bürgerschaft seine Anhänger hatte, auch mit den Bürgern, zumal er heftig und aufbrausend war. Da man ihm nicht anders beikommen konnte, so wurde er im Namen der hl. Inquisition verhaftet und eingeschifft, um vor das Glaubensamt von Mexico gebracht zu werden (in Manila gab es nur einen Commissär, aber kein Tribunal der Inquisition). Salcedo starb auf der Ueberfahrt, das Inquisitionsgericht führte aber auch über den Todten das Gericht, sprach ihn aber frei; der beste Beweis, daß Salcedo nichts gegen den Glauben unternommen hatte. Noch schlimmer erging es dem Generalcapitän Bustamente-Bustillo. Dieser energische General verletzte durch seine tief greifenden Reformen und durch unerbittliche Wahrung der Interessen und Autorität des Staates alle Stände und Kasten in ihren vermeintlichen Rechten. In Folge dessen entstand am 19. October 1719 in den Straßen von Manila ein von den Mönchen aller Orden geleiteter Aufstand, in welchem der Generalcapitän und sein Sohn erschlagen wurden.

Verdarb es sich aber der Generalcapitän nur mit einem der Orden oder gar nur mit dem Episkopat, dann konnte man schon manchen Sturm über sich ergehen lassen. Selbst Interdicte und Excommunication wurden durch den Rückhalt, den solch' ein Gouverneur besaß, ziemlich wirkungslos.

So verging in diesem unfruchtbaren Gezänk und bei zunehmendem sittlichen und materiellen Verfall ein Jahr um das andere, ohne daß ein größeres Ereigniß zu verzeichnen wäre, außer dem Verluste einer reichbeladenen Acapulco-Galeone,

welche im Jahre 1740 von Anson in der Nähe des Cap Espiritu Santo gekapert worden war. Aus diesem banausischen Leben oder Sumpfe wurde die Colonie durch die Folgen des bourbonischen Familienpactes gerissen. Da die Philippinen von der ganzen civilisirten Welt gänzlich dadurch abgeschlossen waren, daß mit Spanien nur über Mexico vermittelst der Acapulco-Galeone der Verkehr unterhalten wurde, so hatte man in Manila keine Ahnung von der zwischen England und Spanien erfolgten Kriegserklärung. Im September 1762 erschien vor dem überraschten Manila eine englische Flotte von 13 Schiffen mit einem Landungscorps von 6800 Mann. Die Besatzung Manilas zählte ein schwaches Bataillon Linienmilitär, so konnte man keinen ernsten Widerstand leisten: am 5. October 1762 capitulirte der Generalgouverneur Rojas, der zugleich Erzbischof von Manila war. Die Engländer wollten nun das ganze Land besetzen, aber der aus Manila geflüchtete Gerichtsrath Anda rief als „Vice-Gouverneur" die Eingeborenen zu den Waffen, und von derselben Stelle aus, wie jetzt Aguinaldo, nahm er den anscheinend hoffnungslosen Kampf gegen die angelsächsischen Eindringlinge auf. Er improvisirte Heere, schuf Waffen- und Munitionswerkstätten und jagte die Engländer in unaufhörlichen Kämpfen bis unter die Mauern Manilas zurück, und schon unterhandelten die Briten wegen der Uebergabe (zumal die Nachricht vom Abschluß der Friedenspräliminarien bekannt war), als der definitive Friedensschluß den Spaniern Manila zurückgab.

Nach diesem Kriege beginnt der Archipel von seinem tiefen Verfall sich allmählich zu erholen. Die Aera der großen Colonialreformen, welche die Regierung König Karl's III. kennzeichnen, machten sich auch auf den Philippinen bemerkbar. Es wird den Landesproducten die Aufmerksamkeit wieder zugewendet. Den größten Dank sind die Philippinen dem Generalcapitän Don José Basco y Vargas schuldig (1778—1787), welcher

den wirthschaftlichen Aufschwung des Landes durch weise Maaßregeln mächtig förderte. Unter ihm wurde das Tabakmonopol eingeführt, welches, so sehr es später gedrückt hat, dennoch allein dem Manila-Tabak seinen Weltruf verschaffte. Der Abschließung des Archipels wurde ein Ende bereitet; zwar erhielt sich der Galeonenhandel mit Acapulco bis zum Abfalle Mexicos, aber schon lange vordem durften Schiffe auch um das Cap der guten Hoffnung herum nach Manila kommen, und die in Manila errichtete privilegirte Handelscompagnie unterhielt Verbindungen mit den Nachbarländern, wenn auch diese bei den unpraktischen Einrichtungen dieser Gesellschaft sie zu keiner Blüthe brachten. Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts wurde Manila auch dem fremden (europäischen) Handel eröffnet, und damit begann eine neue Aera.

Das letzte Jahrhundert der spanischen Herrschaft.

Die Losreißung der spanischen Colonien in Mittel- und Südamerika hatte auf den Philippinen keine Wirkung auf die Eingeborenen ausgeübt, wohl aber die Regierung argwöhnisch gemacht. Absolute Regierungen, welche nur mit Säbel und Polizei herrschen, benehmen sich, wenn sie argwöhnisch werden, wie der Eifersüchtige, von dem der Dichter sagt, er sähe zwar wie ein Schütze, träfe aber wie ein Kind. So war es auch hier. Im Jahre 1819 war die Cholera in Manila ausgebrochen; die erregte Menge, welche schon seit langer Zeit von der Geistlichkeit vor dem Verkehre mit den ketzerischen und freidenkerischen Fremden gewarnt war, also diese ohnehin mit scheelen Augen ansah, begann die Fremden in Manila zu überfallen und niederzumetzeln, weil sie (wie dies zur Cholerazeit auch im überbildeten Europa geschah) glaubten, die fremden Botaniker und Reptiliensammler hätten die Brunnen vergiftet. Der Generalcapitän Folgueras that nichts Ernstliches, um die

Revolte niederzuschlagen. Um sich nachträglich vor dem Hofe in Madrid rechtfertigen zu können, griff Folgueras zu dem verwerflichen Mittel, sein Officiercorps zu verdächtigen, indem er erklärte, er hätte keine energischen Maaßregeln ergreifen können, weil die Officiere der Besatzung beinahe alle Philippiner wären. . . . Als nun der General Martinez in Manila eintraf, um Folgueras abzulösen, brachte er zahlreiche Stabs- und Oberofficiere mit, durch deren Einschiebung in die Rangliste das Avancement der philippinischen Officiere für absehbare Zeit zum Stocken kam. Erregte diese Benachtheiligung schon das lebhafte Mißvergnügen der eingeborenen Officiere, so steigerte sich dieses, als die europäischen Kameraden durch ihr hochmüthiges Betragen die Eigenliebe der Philippiner tief verletzten. Die Regierung gelangte zur Kenntniß dieser Unzufriedenheit und suchte sich damit zu behelfen, daß sie einige hervorragende Philippiner nach Europa abführen ließ, Officiere, Beamte und Private. Kurze Zeit darauf versetzte der Generalcapitän strafweise den Capitän Andrés Novales nach Mindanao. Dieser aber verband sich sofort mit dem Lieutenant Ruiz zu einer Verschwörung, an welcher auch die Unterofficiere des Regiments König theilnahmen. Am 2. Juni 1823 brach der Aufstand aus, der sehr gefährlich werden konnte, denn es gab keine europäische Truppenabtheilung in Manila: die Soldaten der Garnison bestanden nur aus Eingeborenen und Mexicanern. Die Mehrzahl der Truppen blieb aber dem Fahneneide treu, die Bevölkerung verhielt sich neutral, und so wurden nach wenigen Stunden die Rebellen besiegt und der zum „Kaiser der Philippinen" ausgerufene Andrés Novales nebst den Hauptführern noch am selben Tage kriegsrechtlich erschossen. Im Jahre 1828 wurde rechtzeitig eine zweite separatistische Verschwörung entdeckt, an deren Spitze zwei Officiere Namens Palmero, von deren einem, mütterlicherseits, der gegenwärtige

spanische Kriegsminister Azcárraga abstammt, standen. Die Folge war, daß man ein europäisches Regiment in Manila aufstellte und beim Ersatz des Officiercorps möglichst auf Europäer Rücksicht nahm.

Inzwischen begannen die Mönchsorden zu einem großen politischen Machtfactor zu werden. Als nämlich die spanische Regierung die Klöster im Mutterlande aufhob, wurden die Philippinen die Zufluchtsstätte aller Spanier, welche einen Ordenshabit tragen wollten, denn dort blieben die Mönche in ihren Privilegien unangetastet, weil man sie hier für unentbehrlich betrachtete. Um die Regierung im letzteren Glauben zu bestärken, begannen die Mönche in einer Reihe von Tendenzschriften darauf hinzuweisen, daß sie allein es wären, welche die Massen der Indier in der Treue zu Spanien erhielten. Je näher wir dem Zeitpunkte uns nahen, in welchem noch vor dem völligen Zusammenbruche der spanischen Macht auch die Macht der Mönche, ein Coloß auf thönernen Füßen, zusammenbrach, desto breiter, desto naiver machte sich in der historischen und politischen Presse jene Tendenz breit; die Geschichte der Philippinen wurde bis zu dem Datum der Eroberung zurück partheiisch entstellt, als ob die Spanier auch die Besitznahme des Archipels ausschließlich und allein den Mönchen zu danken hätten. Schließlich haben die Mönche selbst daran geglaubt, und auch die rothesten aller Republikaner und die „sacrilegischesten“ aller Freimaurer, die unter Isabella II. bis zum Jahre des Heils 1898 in Spanien zu Regierung und Einfluß kamen, wagten es nicht, den Mönchen der Philippinen auch nur ein Haar zu krümmen, „denn von ihnen hängt die spanische Herrschaft im Archipel ab, die Millionen von Indiern thun, was die Mönche wollen . . . .“, so galt es als Dogma im spanischen Colonialministerium. So stiegen die Mönche bei der Regierung des Mutterlandes und der Colonie zu einem Ansehen, wie sie es

selbst zu Zeiten eines Königs Karl II. nie besessen hatten. Ihr Wille wurde in Madrid wie Manila der maaßgebende, und wenn auch einige Decrete und Reformen dem Archipel im Laufe der Zeit gegeben worden sind, welche den Mönchen höchlich mißfielen, so ist diese Opposition nur dem Umstande zu verdanken, daß die Mönche in verblendeter Halsstarrigkeit auch nicht die einfachsten Concessionen den Anforderungen einer neuen Zeit, wie sie den Philippinen die Eröffnung des Suezcanals brachte, machen wollten. Sie waren blinder wie die Rathgeber Karl's X. von Frankreich.

Während aber in Spanien der Glaube an den unerschütterlichen Einfluß der Mönche auf die Indier zu einem politischen Dogma wurde und täglich festere Formen annahm, begann in Wirklichkeit dieser Einfluß mit jedem Jahre immer mehr zu schwinden. Es ist eine Ironie des Schicksals und der Geschichte, daß die Mönche zu der Zeit, wo sie mit ihrem Einflusse auf die Eingeborenen gar nicht prahlten, sondern gerne dem Kaiser gaben, was des Kaisers ist, wirklich das platte Land ganz und mit Ausnahmen auch die Städte für sich besaßen, während zu jener Zeit, wo man in Spanien ihnen die Rolle eines Schützers der rothgelben Flagge zumuthete und sie selbst sich als die Herren des Archipels geberdeten, der Boden unter ihren Füßen schon ganz unterminirt war und sie selbst mehr gehaßt und gefürchtet, als geliebt und geachtet waren.

Diese Veränderung ist nicht mit einem Schlage erfolgt, noch ist sie ein Werk der Freimaurer, wie die Mönche es gerne behaupten, weil durch diese Anschuldigung die Katholiken im vornherein von der Versuchung abgelenkt werden, nachzuforschen, ob denn die Mönche nicht auch der schuldtragende Theil sind. Wir werden sehen, daß eine ganze Reihe von Factoren die Stellung der Mönche allmählich verschoben hat.

Zunächst begingen die Mönche den Fehler, den Philippinern

den Eintritt in ihre Orden zu verwehren, während früher dies nicht der Fall gewesen war. Sie nahmen nun nur europäische Novizen auf. Dadurch kamen sie schon in eine schiefe Stellung zu den Philippinern, insbesondere zum Weltclerus. Dieser ergänzte sich wieder nur aus Landeskindern, so geschah es, daß der Mönchsclerus nur aus europäischen Spaniern bestand, die Weltgeistlichkeit nur aus Eingeborenen. Anfangs hatte es nur bei den Domkirchen Weltgeistliche gegeben, als aber der Jesuitenorden aufgehoben worden war, wurden dessen Missionspfarren dem Weltclerus übertragen. Dabei aber blieb es nicht: unter dem Vorwande, daß es für die Sicherung der spanischen Herrschaft besser sei, die Pfarren den Mönchen zu übergeben, wurden allmählich die meisten vom Weltclerus verwalteten Pfarren den Orden ausgeliefert. In jeder Diöcese blieben nur wenige Pfarren dem Weltclerus belassen und selbst da die Pfarrer meist nur ad interim bestellt. Dadurch wurden die Aussichten, eine Pfarre zu bekommen, für die Weltgeistlichen sehr herabgemindert und das Loos, als Caplan zu sterben, wurde um so gewisser, als die zunehmende Bevölkerung auch die Mönchspfarrer nöthigte, Capläne aufzunehmen, und zwar aus dem Weltclerus, da nicht so viele Mönche zur Verfügung standen. Auf diese Weise wuchs die Zahl der Weltgeistlichen, während die Zahl der diesen verleihbaren Pfarren durch deren Uebertragung an die Orden abnahm, also das Mißverhältniß zwischen der Zahl der Anwärter und der Zahl der Pfründen sich stetig verminderte. Ueberdies erhielten die Weltgeistlichen meist minder dotirte Pfründen; stiegen die Einnahmen einer solchen Pfarre, so konnte man sicher sein, daß sie recht bald in die Hände der Ordensgeistlichkeit fallen würde.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß der Weltclerus sich über seine Benachtheiligung tief verletzt fühlte. Dieser Groll mußte der spanischen Herrschaft gefährlich werden, wenn

sie sich mit den Aspirationen der Mönchsorden, alle Pfarreien in Besitz zu nehmen und der eingeborenen Weltgeistlichkeit nur die Caplanien zu belassen, identificirte. Dies geschah auch, denn die Mönche fuhren fort, sich als die Hüter der spanischen Flagge darzustellen und die Weltgeistlichkeit als separatistisch gesinnt zu denunciren. Wohl um auch beim hl. Stuhle sich einzuschmeicheln, beschrieb man die eingeborene Weltgeistlichkeit als inferior und unfähig, dem Kirchenwesen vorzustehen, und berief sich auf das Urtheil europäischer Reisender, die freilich kein Loblied auf die eingeborenen Pfarrer sangen. Man vergaß aber hinzuzufügen, daß die Bischöfe sämmtlich Mönche waren, daß die Priesterseminare von Mönchen geleitet wurden und daß es in der Politik der Orden lag, die eingeborenen Theologen nur mit einem nothdürftigen Wissen auszustatten, und daß, wenn sie selbst ebenso unter die Lupe des Kritikers kämen, unter *ihren* Pfarrern es ebenso unwissende Leute gab, wie unter den Clerikern; auch darüber steht so Manches in den Büchern europäischer Reisender geschrieben. Kam ein Eingeborener aus dem Seminar, so trat er als Caplan zu einem Mönchspfarrer, der ihn wie einen Diener behandelte und seine Menschenwürde durch Beschimpfungen seiner Rasse nicht allzu selten niedertrat, ihn auch — wie es speciell ein spanischer Vertheidiger der Mönchsansprüche bedauernd hervorhob — mit einem Stocke bearbeitete, ohne auf sein priesterliches Gewand und sein Ansehen vor dem Volke Rücksicht zu nehmen. Dabei hatte der Caplan die beschwerlichsten Amtsgeschäfte zu besorgen; die Seelenhut der außer dem Weichbilde der Stadt gelegenen und zur Pfarre gehörigen Weiler oblag meist ihm allein. Dies Letztere war — nebenbei gesagt — ein grober politischer Fehler, denn die Fühlung mit den niederen Volksklassen ging dem spanischen Pfarrer verloren und ging auf den eingeborenen Caplan über.

Trotz der Schwierigkeiten, welche sich der Selbstbildung

der Weltgeistlichen entgegenstellten, gelang es doch den Tüchtigen unter ihnen aufzutauchen. Der belgische Reisende Man schreibt voll Bewunderung von dem ehrwürdigen tagalischen Pfarrer von Calamba, dem greisen Padre Leoncio, der durch seine feine Bildung und reiches historisches Wissen alle seine weißen Amtsbrüder beschämte. Zu dieser Klasse des Weltclerus gehörte auch Pelaez, der es bis zum Domherrn von Manila gebracht hatte. Pelaez erhob laut seine Stimme dafür, daß dem Weltclerus die Seelsorge ganz zurückzugeben sei, die Mönche sollten entweder nach ihrer Ordensregel in Klöstern zusammenleben oder als Missionare unter den Bergheiden wirken. Der Mund dieses Rufers im Streite wurde durch das Erdbeben des Jahres 1863 zum ewigen Schweigen gebracht: der Domherr Pelaez wurde von den Trümmern der Domkirche erschlagen. Der von ihm gesäete Samen ging aber auf, die Weltgeistlichkeit begann ihr Haupt zu heben. In diese Zeit fällt die Entthronung der Königin Isabella II. und die Mönche begannen zu fürchten, daß die September-Revolution auch ihren Privilegien ein Ende bereiten würde. Von Neuem erhoben sie ihre warnende Stimme in der Presse des Mutterlandes: jeder Angriff auf sie bedeute einen Axthieb gegen den Baum der spanischen Herrschaft, und thatsächlich geschah ihnen Nichts; die „Freimaurer", ja selbst die kurzlebige spanische Republik vertrauten ihnen die Wahrung des spanischen Dominiums an. Auf den Philippinen trat da ein Ereigniß ein, das nur dazu dienen sollte, die Macht des Ordensclerus zu stärken. Im Jahre 1872 erhob sich die eingeborene Besatzung von Cavite, die Unabhängigkeit der Philippinen ausrufend. Die herbeigeeilte, ebenfalls eingeborene Besatzung von Manila schlug aber den Aufstand sofort nieder. Nun wurden unter den reichen Creolen, Mestizen und Indiern Manilas, dann unter den geistig hervorragenden Weltgeistlichen Alle verhaftet, die entweder liberal gesinnt waren oder an den

Bestrebungen des Domherrn Pelaez sich betheiligt hatten. Das Ergebniß der Untersuchung schien die Warnungen der Mönchspresse vor den Weltgeistlichen und den Liberalen glänzend zu rechtfertigen. Als Anstifter der Revolution wurden die Fortführer der Pelaez'schen Bewegung, der Pfarrer Burgos und noch zwei andere Weltgeistliche zum Tode verurtheilt und die Elite der eingeborenen Liberalen nach den Marianen deportirt. Burgos und seine Amtsbrüder betheuerten vergebens ihre Unschuld: sie wurden hingerichtet. . . .

Wenn jetzt die Mönche ein wenig nachgegeben hätten, so würde vielleicht eine Versöhnung mit dem Weltclerus und den eingeborenen Reformern eingetreten sein, aber triumphirend hoben sie das Haupt und waren unnachgiebiger denn je. Dies war um so verfehlter, als seit der Eröffnung des Canals von Suez die Philippinen mit in den Weltverkehr gebracht wurden und der Archipel damit nicht nur in wirthschaftlicher Beziehung, sondern auch in Allem, was man Fortschritt nennt, einen rapiden, ungeahnten Aufschwung nahm. Neue Ideen flutheten in das Land, dessen Söhne nach Europa und anderen Erdtheilen zogen, um dort Studien obzuliegen, und die Fremden ließen sich dort zahlreicher denn je nieder.

Hatte bisher der Weltclerus nur sein Recht beansprucht, hatte bisher es nur in Manila ein Häuflein eingeborener Politiker gegeben, welche schüchtern und versteckt Reformen anstrebten, so begann nun unter den Eingeborenen, zunächst unter den wohlhabenden und studirten, sich politisches Leben zu entwickeln. Man begann es als unerträglich zu finden, daß das Wohl und Wehe der Familien nur von der Laune und dem Wohlwollen des Mönchspfarrers und der Beamten abhinge. Letztere genossen kein Ansehen im Lande, denn mit jedem Ministerwechsel fand auch ein Wechsel des Beamtenpersonals statt, und diese Beamten kamen ohne jede Kenntniß der Landes-

verhältnisse nach dem Archipel, mit der einzigen Absicht, sich in der voraussichtlich kurzen Zeit ihres Aufenthalts recht viel Geld zu ersparen. Die Mönche übten über sämmtliche Beamte einen unbegrenzten Einfluß aus, denn erstens waren die Letzteren wegen ihrer Unkenntniß der Landesverhältnisse vielfach auf die Informationen der Pfarrer angewiesen, und zweitens vermochten die Mönche jeden Beamten, der sich nicht fügsam erwies, um sein Amt zu bringen, denn in Madrid schätzte man sie als „die einzigen Kenner des Landes", als „die einzige Stütze der spanischen Herrschaft im Archipel" und suchte überdies mit ihnen im guten Einvernehmen zu bleiben, damit ihre colossalen Reichthümer nicht dem Carlismus einmal zur Verfügung gestellt würden.

Trotzdem jeder Philippiner, der für Reformen eintrat, sich gefaßt machen mußte, bei Nacht und Nebel aufgehoben und nach irgend einem Deportationsorte gesandt zu werden, entstand eine weite Kreise der Notablen umfassende Partei, welche sich die Partei der „Assimilisten" nannte, denn ihr Programm lautete auf „Assimilation", d. h. auf Uebertragung der constitutionellen Freiheiten auf den Archipel, Vertretung der Philippinen im Parlamente des Mutterlandes und Vertreibung der Mönche aus den Pfarren oder aus dem Archipel überhaupt. Sehen wir vom letztgenannten Punkte ab, so wollten die Philippiner zunächst jenes Ausmaaß politischer Freiheiten erhalten, wie es vom Mutterlande seit dem Frieden von Zanjon den Inseln Cuba und Puerto Rico zugestanden worden war. Diese Forderungen hätten von Spanien um so eher bewilligt werden können, als sie zum Theile nur eine Wiederherstellung cassirter Vorrechte bedeuteten; denn zweimal unter Ferdinand VII., einmal unter Isabella II. war den Philippinen das Recht, Deputirte in die Cortes zu wählen, gegeben, aber ebenso rasch wieder genommen worden. Man begreift nicht, warum keines der

vielen Ministerien der Republik und der Monarchie diese billigen Ansprüche befriedigte. Schwieriger war die Mönchsfrage zu behandeln. Bei dem Glauben an die Unentbehrlichkeit der Mönche, dann bei der Furcht, durch die Mißachtung jener Orden den Carlismus indirect zu stärken, ist es gewiß entschuldbar, wenn selbst liberale Ministerien auf diese Forderung der Philippiner nicht eingingen. Wenn aber die Mönche klug gewesen wären, so hätten sie einen Theil ihrer Pfarreien dem Weltclerus geopfert, um den Rest und vielleicht auch ihren liegenden Besitz zu retten. Sie wurden aber unnachgiebiger denn je und suchten durch Verbannung ihrer Gegner sich über dem Wasser zu erhalten. Es brach über die Assimilisten auf den Philippinen eine ähnliche Verfolgungsära herein, wie in Deutschland zur Zeit der Demagogenriecherei und der Reaction der ersten fünfziger Jahre. Aber eben dadurch steigerte sich der Haß gegen die Mönche in einer sehr bedrohlichen Weise.

Da in dem Archipel die Präventiv-Censur herrschte und es überdies nothwendig erschien, im Mutterlande selbst für die philippinische Sache Propaganda zu machen, so gründete die Assimilisten-Partei eine Wochenschrift in Madrid, betitelt „La Solidaridad“, welche in einer schneidigen Weise für die philippinischen Rechte und Forderungen eintrat. Bezeichnend für die Beurtheilung der Activität und geistigen Spannkraft der einzelnen philippinischen Kasten ist es, daß unter den hervorragenden Mitarbeitern der „Solidaridad“ es nur einen einzigen weißen Filipino gab — Don Eduardo de Lete y Cornell —, die anderen waren Tagalen, wie der durch sein Martyrium so bekannte med. et phil. Dr. José Rizal und die Advocaten Marcelo H. del Pilar und Mariano Ponce, oder Ilokanen, wie der spätere Filipinos-General Antonio Luna, oder Bisayas, wie der Journalist Graciano Lopez Jaena. Die Erwartung, daß die spanische Presse dem Organe der Philippiner eine größere

Beachtung schenken würde, erfüllte sich nicht. Nur die Republikaner und Freimaurer schenkten einige Aufmerksamkeit diesem Unternehmen, die Ersteren, um es als Arsenal für Herbeiholung von Waffen gegen die Restauration zu benutzen (obwohl sie selbst in den Zeiten ihrer Herrschaft den Philippinen keine Rechte gegeben hatten), die Anderen, weil sie glaubten, daß die philippinische Bewegung eine rein anticlericale wäre. Die spanischen Freimaurer wußten eben nicht, daß auf Seiten der Assimilisten der Weltclerus stand und daß alle die Orden, welche an der politischen Knechtung des Landes, an den Verfolgungen der Assimilisten u. s. w. keinen Antheil besaßen, wie die Gesellschaft Jesu, die Benedictiner, die Spitalsbrüder u. a. sich der größten Hochachtung und Liebe aller philippinischen Kreise, auch der liberalsten, erfreuten. Die Sympathien der Republikaner und Freimaurer haben denn auch der philippinischen Sache nur geschadet, indem die monarchischen Kreise dadurch abgestoßen wurden und in Rom die philippinische Bewegung als eine freimaurerisch-häretische mit Erfolg denuncirt werden konnte. Auf den Philippinen selbst aber war die „Solidaridad" trotz des strengen Verbotes sehr verbreitet. Um ein Gegengewicht zu haben, wurde in Madrid eine Wochenschrift „La Política de España en Filipinas" gegründet, welche die Ansprüche der Mönche vertheidigen sollte und die sich der ausgiebigen Unterstützung des Mönchsclerus erfreute. Die Mönchszeitschrift goß durch ihre gehässigen Angriffe auf die Farbigen, die sie als inferiore Wesen darstellte, nur Oel ins Feuer. Die Beschimpfungen der malayischen Rasse und der Mestizen wurden von den Assimilisten in die Landessprachen des Archipels übersetzt und verbreitet, damit auch die niederen, des Spanischen unkundigen Klassen erführen, wie die Regierenden über sie, die Regierten, dächten.

Eine Demonstration, welche die Bürgermeister der Städte

und Dörfer der Provinz Manila unternahmen, um von der Regierung die Entfernung der Mönche und deren Ersatz durch spanische und philippinische Weltpriester zu erbitten, diente nur dazu, die Verfolgungen ins Ungemessene zu steigern.

Die Hoffnung auf eine gesetzliche Lösung der Philippinenfrage mußte immer mehr schwinden; dieser Verzicht trat deutlich zu Tage, als die „Solidaridad“ eingehen mußte, weil die wohlhabenden Kreise Manilas nicht weiter schwere Geldopfer für eine völlig aussichtslose Sache bringen wollten.

Während so die reicheren Klassen resignirten, war in den niederen ein Geheimbund entstanden, der „Katipunan“, dessen Endziel wohl die Verjagung der Mönche war, der aber, weil die spanische Herrschaft sich mit den Mönchsprivilegien identificirte, im Falle des Sieges auch die Losreißung des Archipels von Spanien zur naturgemäßen Folge haben mußte. Der Katipunan war ein Plebejerbund, der in seiner Organisation eine Mischung von Einrichtungen der Freimaurer mit jenen der Geheimbünde, wie sie die Chinesen im Auslande überall besitzen, aufweist und am ehesten mit der Maffia der Sicilianer, der Camorra der Neapolitaner und der Mano Negra der Andalusier verglichen werden kann. Der Katipunan scheint nicht über den ganzen Archipel sich erstreckt zu haben, sondern nur über die tagalischen Provinzen in der Nähe Manilas.

Entstanden war dieser Bund durch den Druck socialer Verhältnisse. Ein großer Theil des Grundbesitzes ist nämlich Eigenthum der Mönchsorden, so daß die Bauern dort nur als Pächter oder, besser gesagt, als Colonen leben. Die Mönche erhöhten nun in den letzten Jahren unkluger Weise den Pachtschilling, was um so härter wirkte, als die Zuckerkrisis und die Büffelpest ohnehin die Landbevölkerung in eine schwere Lage gebracht hatte. Außerdem wurden auch die Besitztitel in manchen Fällen von den Eingeborenen angefochten, indem sie sagten,

viele dieser Grundstücke wären das freie Eigenthum ihrer Ahnen gewesen; diese hätten einen freiwilligen, jährlichen, fixen Betrag an den Pfarrer entrichtet, um einen prächtigen Gottesdienst zu unterhalten. Da auf den Philippinen es keinen Kataster gab und der ursprüngliche Zweck der jährlichen Spende in Vergessenheit gerieth, so sei in späteren Jahren diese Summe als Pachtgeld betrachtet und demgemäß das betreffende Grundstück nicht als ein Eigenthum der Bebauer, sondern als Pachtfeld der Pfarre, bezw. des in Frage stehenden Mönchsordens angesehen worden. Thatsächlich hat die Gemeinde Calamba einen Proceß mit dem Dominicaner-Orden geführt, um von letzterem die Herausgabe des von ihm angeblich unrechtmäßiger Weise occupirten Feldgebietes der Stadt zu erlangen, war aber von allen Gerichtsinstanzen abgewiesen worden. Dennoch erhielt sich der Glaube, daß in vielen, wenn nicht den meisten Fällen der Latifundienbesitz der Orden nicht zu Recht bestünde, mit großer Hartnäckigkeit und wurde um so williger geglaubt, als die Mönche durch Executionen die Meinung der Bauern immer mehr und mehr gegen sich aufbrachten und man ja dem gehaßten Gegner gerne das Ungeheuerlichste zumuthet. Jedenfalls war es merkwürdig, daß gerade in jenen Kreisen, welche bisher als die Stützen der Mönche gegen die „liberalen" höheren Klassen gegolten hatten, eine Verschwörung gegen den Ordensclerus entstand. Wie diese Leute ihre Sache zum Siege führen wollten, ist unbekannt geblieben, denn die Verschwörung wurde am 19. August 1896 entdeckt, und wenn der Aufstand schon im September ausbrechen sollte, wie die Spanier sagen, so erscheint es drollig, daß weder Waffen noch Munition für diesen Fall gesammelt oder aufgespeichert waren.

Ein Weib machte den Pfarrer der Manila-Vorstadt Tondo, den P. Gil, auf die Verschwörung aufmerksam, und dieser zögerte natürlich nicht, die Behörden hiervon zu verständigen.

Die sofort vorgenommene Untersuchung führte zu der überraschenden Entdeckung, daß in diese Conspiration nicht ein Dutzend, sondern Hunderte, ja Tausende von Personen verwickelt waren und daß die Publicationen des Katipunan in der Druckerei des „Diario de Manila" gedruckt worden waren, d. h., daß jenem Bunde auch die Drucker und Setzer jenes Journals angehörten, welches der eifrigste Vertreter der Mönchsprivilegien war! Man fahndete sofort nach den geistigen Leitern der Verschwörung, die man unter den gebildeten Eingeborenen finden zu müssen glaubte, und da der Ordensclerus sofort erklärte, daß die Sache von Freimaurern angestiftet wäre, so wurden alle gebildeten Leute, die im Verdachte liberaler oder auch nur reformistischer Gesinnung standen, en masse verhaftet. Die Gefängnisse wurden mit Verdächtigen aller Klassen gefüllt und der Schrecken so in alle Kreise getragen. Die Spanier waren blind in ihrer Verfolgungswuth, zumal die abenteuerlichsten Gerüchte von einer beabsichtigten Sicilianischen Vesper eine immer größere Consistenz annahmen und da die Lage der Spanier als eine verzweifelte erschien, weil Manilas Garnison auf einem Feldzuge in Mindanao weilte. Es geschah aber Nichts, denn die Eingeborenen hatten noch mehr Furcht vor den Spaniern und Mönchen, als diese vor jenen. So konnte der Generalcapitän Blanco wenigstens durch Zusammenziehung der in den Provinzen zerstreuten Gendarmerie einigermaaßen die Hauptstadt sichern. Die Verhaftungen nahmen aber ihren Fortgang, denn wie in den Tagen der Sullanischen Proscriptionen fand jede feige Denunciation eines erbärmlichen Anonymus willigen Glauben in den spanischen Kreisen, und so war eine herrliche Gelegenheit gegeben, sich unangenehmer Concurrenten und Gegner auf die schnellste Art zu entledigen.

Es hieß, daß die in den Katipunan Eintretenden sich einen Einschnitt in das Bein machen mußten, um mit dem so ge-

wonnenen Blute die Eintrittsurkunde zu unterzeichnen. Demgemäß wurde nach Narben an den Beinen gesucht, und wer solche hatte, wanderte ins Gefängniß, obwohl bei der Vegetation des Landes und den Sitten der niederen Klassen solche Narben von einer zufälligen Ritzung herrühren konnten.

Als sich nun jeder Eingeborene, der nicht das felsenfeste Vertrauen des Pfarrers oder der Spanier besaß, in seiner Sicherheit bedroht sah (und die Verhaftung bedeutete so viel als Verurtheilung), da entschlossen sich die Leute, lieber im Kampfe zu sterben, als im Gefängnisse zu ersticken, und so brach Ende August der sogenannte tagalische Aufstand aus. Die Spanier konnten vorläufig Nichts unternehmen, da, wenn auch inzwischen Truppen aus Mindanao zurückgekommen waren, sie kaum ausreichten, die Hauptstadt selbst und Cavite gegen einen befürchteten Ueberfall von außen und einen drohenden Aufstand in der Stadt selbst zu schützen. Die Insurgenten gewannen so Zeit, sich zu organisiren. An ihre Spitze trat Emilio Aguinaldo, ein Tagale, der, weil er zu den Bewunderern Dr. Rizals gehörte, verhaftet werden sollte, der Verhaftung aber durch Flucht sich entzog und seither durch sein großes organisatorisches Talent und seine staatsmännische Begabung einen glänzenden Beweis der Tüchtigkeit des philippinischen Volkes geliefert hat.

Marschall Blanco, der erst das Eintreffen von Verstärkungen aus dem Mutterlande abwarten mußte, um einen größeren Schlag gegen die Insurgenten auszuführen, suchte durch Milde denjenigen Theil der Tagalen, welcher nur durch den Terrorismus der Polizeiorgane zu den Rebellen getrieben worden war, wieder zu gewinnen und eine weitere Ausbreitung des Aufstandes zu verhindern. Diese kluge Politik wurde aber durch den einmüthigen Widerstand der auf den Philippinen lebenden europäischen Spanier durchkreuzt. Damals hätten die Mönche sich noch einigermaaßen retten können, wenn sie zwischen

den Insurgenten und der Regierung hätten vermitteln wollen oder wenigstens für die Gefangenen fürsprechend aufgetreten wären. Statt dessen waren sie die Ersten, welche für ein schonungsloses Auftreten gegen die Rebellen und Gefangenen eintraten, und zwar nicht nur hinter den Coulissen, sondern öffentlich und auch „schwarz auf weiß". Von Hongkong aus sandten der Erzbischof von Manila und der Ordensclerus, sowie Private Depeschen nach Madrid, in welchen sie Blanco beschuldigten, zu wenig „Energie" zu entwickeln und dadurch die spanische Sache zu gefährden. Unter „Energie" aber verstanden die Spanier Manilas das Niederknallen der wirklichen und vermeintlichen Höheren des Katipunans. Die Regierung in Madrid gab nach, General Polavieja löste Blanco ab und die Spanier Manilas konnten nun zufrieden sein, denn die Kriegsgerichte lieferten den Füsilier-Peletons reichliches Material. Alle Stände und Kasten der Philippinen waren unter diesen Opfern vertreten: Leute aus dem Volke, Aerzte, Advocaten, Weltgeistliche (darunter der Dompfarrer von Naga), Kaufleute; keiner dieser Unglücklichen hat so viel Mitleid erregt, als der edle Tagale Dr. Rizal, dessen Hauptschuld es war, zwei Romane (Noli me tangere* und El Filibusterismo) geschrieben zu haben, in welchen er die politischen Verhältnisse des Landes scharf beleuchtet hatte. Rizal starb, unschuldig des Verbrechens der Rebellion, dessen man ihn auf die Aussage eines Elenden hin für schuldig erklärt hatte. Der Anzeiger widerrief vor seinem eigenen Tode die Beschuldigung; er hatte, wie so viele Andere, ein falsches Zeugniß abgelegt, in der Hoffnung, sich selbst zu retten, wenn er einen bei den Regierenden bestgehaßten Mann dem Henker ausliefere.

Mit der Insurrection selbst konnte Polavieja nicht fertig

* Der Titel der französischen Ausgabe lautet „Au Pays des Moines." (Paris, P. V. Stock, 1899.)

werden, trotzdem er 40 000 Mann zur Verfügung hatte und die Rebellen nur 6000 Gewehre besaßen. Er erfocht zwar vielgefeierte Siege, aber er konnte nicht einmal die Provinz Cavite zurückerobern, was erst seinen Nachfolgern, dem General Lachambre und Marschall Primo de Rivera, gelang. Der letztgenannte General war schon früher Gouverneur des Archipels gewesen und hatte ein freundliches Andenken bei den Philippinern hinterlassen. Er suchte durch Milde und Entgegenkommen die Aufständischen zu entwaffnen, und diesmal fand er weder bei den Mönchen noch bei den übrigen Spaniern Opposition, denn selbst die oben erwähnte Revue „La Política etc." bekannte es, daß die unter Polavieja geübte Strenge und das Wirken des von ihm eingesetzten Blutrathes den entgegengesetzten Erfolg gehabt hätte: der Haß gegen die Mönche war erstarkt und war nun auf sämmtliche Spanier übertragen worden. Der Advocat Paterno, ein Mestize, der bei den Philippinern großes Ansehen genoß und auch bei der Regierung gut angeschrieben war, erbot sich zur Vermittelung, und so wurde zu Weihnachten 1897 durch den Frieden von Biyak-na-Bató der Aufstand beendigt.

Officiell wurde nur ausbedungen, daß die Regierung den Insurgenten volle Amnestie gewähre und ihnen eine Kriegsentschädigung ausgezahlt werde. Obwohl dies von Seiten der Spanier kräftig dementirt wurde, daß dem veröffentlichten Vertrage noch eine geheime Clausel zugesetzt wurde, nach welcher binnen einem bestimmten Termine Reformen gegeben werden sollten, so kann als gewiß angenommen werden, daß solche Versprechungen, wenn auch nicht in urkundlicher Form, gegeben worden sind, und daß alle Philippiner davon überzeugt waren, daß eine völlige Aenderung des bisherigen Regierungssystems eintreten müsse, wenn man den Aufstand nicht wieder aufleben lassen wolle.

Die neueste Zeit. Die Spanier, insbesondere die Mönche, hatten von der Revolution Nichts gelernt. Die spanische Regierung verdient noch eine Entschuldigung: der Carlismus begann in Spanien in bedenklicher Weise Lebenszeichen von sich zu geben; unter solchen Verhältnissen konnte sie demnach nur mit Reformplänen sich befassen, welche die Zustimmung der Mönche oder wenigstens deren tolerari posse erhielten. Die Mönche verstanden aber unter „Reform" die vollste Reaction, die Zurücknahme aller jener Decrete, durch welche die Colonialminister Leon del Castillo, Balaguer, Becerra, Moret und Maura wenigstens den dringendsten Anforderungen der Neuzeit entsprochen hatten. So verging Woche um Woche und auf den Philippinen begann das Mißtrauen gegen die Spanier sich lebhaft zu steigern, während nicht einmal der drohende amerikanische Krieg die Mönche bewog, durch kluge Nachgiebigkeit der spanischen Regierung eine größere Actionsfreiheit zu gewähren.

Aguinaldo weilte mit dem Stabe seines Heeres in freiwillig gewähltem Exile zu Hongkong. Er war erbittert, daß die Spanier ihn höhnten, daß er „gekauft" worden, während er die „Kriegsentschädigung" in einer Bank zu Hongkong hinterlegt hatte, als „Kriegscassa für den Fall, daß die Spanier ihre „„Verpflichtungen"" nicht hielten". Und diese wurden nicht gehalten, weder die moralischen noch die materiellen, denn die Ratenzahlungen der „Kriegsentschädigung" kamen ins Stocken. Als daher der amerikanisch-spanische Krieg unmittelbar bevorstand, erschien in Singapore Aguinaldo mit mehreren Gefährten, um Namens sämmtlicher philippinischen Kasten, als Creolen, Indier, spanische und chinesische Mestizen, mit den Amerikanern zu verhandeln. Der amerikanische Generalconsul Pratt verwahrt sich jetzt dagegen, mit Aguinaldo am 25. April 1898 im Raffles-Hotel den sogenannten Vertrag von Singapore abgeschlossen zu haben, und hat ein englisches Buch, das diesen

Vertrag bringt, von den Colonialbehörden Singapores ein Jahr später an der Weiterverbreitung hindern lassen, aber bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Amerikanern und Filipinos ist dieser „Vertrag" von Niemandem bestritten und angezweifelt worden. Ich habe schon im Juni 1898 mehrere Copien erhalten als Antwort auf meine Ermahnung an maaßgebende Filipinos, den Spaniern treu zu bleiben, da die Amerikaner im Falle einer Mithülfe der Eingeborenen den Archipel wohl den Spaniern abnehmen, aber für sich behalten würden. Die Leute können das doch nicht aus den Fingern gesogen haben. Auch die spanischen und französischen Zeitungen, dann mehrere den Krieg behandelnde spanische Publicationen brachten wörtlich denselben Text, und keine amerikanische Stimme hat damals dagegen Protest erhoben. Erfunden kann es auch nicht sein, denn einzelne Punkte sind den Amerikanern so günstig, daß, wenn es den Filipinos sich nur um die eigene Unabhängigkeits-Erklärung gehandelt hätte, sie dieselben nicht aufgenommen haben würden. Wenn also der Generalconsul Pratt sich dagegen verwahrt, jenen Vertrag abgeschlossen zu haben, so mag es sich wohl nur um seine persönliche Mitwirkung und um das Formelle jenes Schriftstückes handeln. Wir wollen demnach nur mit der Thatsache rechnen, daß alle Welt durch die ganze Zeit des amerikanischen Krieges und bis in den Spätwinter 1899 an die Existenz dieses Vertrages glaubte, zumal seine Paragraphen viel innere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Uebrigens wurde damals erwähnt, daß der Präsident Mac-Kinley die erbetene telegraphische Bestätigung des angeblichen Vertrages nicht gewährt hätte. Auch wird gesagt, daß die Convention dem Contreadmiral Dewey vorgelegt und von ihm gebilligt worden wäre mit dem Zusatze, daß die Besitznahme von Manila durch amerikanische Truppen vorgenommen werden solle.

Für die Beurtheilung der folgenden Ereignisse ist es übri-

gens gleichgültig, ob jene Uebereinkunft formell abgeschlossen wurde oder nicht, oder ob sie nur das factische, gegenseitige Verhältniß der Amerikaner und Philippiner in einer bestimmten Formel offenbart. Im § 1 wurde die Unabhängigkeit der Philippinen ausgesprochen, diese philippinische Republik (§ 2) erkennt aber das amerikanische Protectorat an (§ 4) und gestattet, daß in der ersten Zeit amerikanische und europäische Bevollmächtigte an der Verwaltung des Landes theilnehmen (§ 3 und 7). Die Nennung dieser ausländischen Vertrauensmänner wird dem Contreadmiral Dewey überlassen (§ 3).

Es ist bekannt, daß Dewey am 1. Mai 1898 die spanische Flotte bei Cavite völlig vernichtete, aber dann zur Unthätigkeit verdammt war, da er keine Landungstruppen besaß und deshalb nur nothdürftig die Wachen der Seefestung Cavite, welche capitulirt hatte, besetzen lassen konnte. Der Generalcapitän Augusti proclamirte jetzt Reformen, schuf einen Colonialrath, kurz, that Alles, um in letzter Stunde die Eingeborenen für sich zu gewinnen. Es war aber zu spät: am 19. Mai landete unter dem Protectorate Dewey's Emilio Aguinaldo in Cavite und rief seine Landsleute zum Unabhängigkeitskampfe auf. Schon im April war eine mit „La Junta Patríotica“ unterfertigte Proclamation in Hongkong ausgegeben worden, in welcher die Philippiner aufgefordert wurden, den Amerikanern Vertrauen zu schenken, und die Versicherung ausgesprochen wurde, daß der Schutz der Vereinigten Staaten von Nordamerika den Philippinern zur Erlangung ihrer Freiheit und Rechte verhelfen werde. Die Proclamation schloß mit den bezeichnenden Ausrufen: Es lebe die Freiheit und das Recht! Es lebe die große Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika! Es lebe der Präsident Mac-Kinley und der „Rear-Almirante“ Dewey! Ein anderes, zur selben Zeit erlassenes Flugblatt schließt statt mit einer Unterschrift mit dem Satze:

„Ich setze nicht meinen Namen her, weil er zu geringfügig für euch ist, aber ich rufe euch an in dem Namen eines unserer erhabensten Schlachtopfer des Patriotismus, dessen Geist sicherlich in diesen Augenblicken an unserer Seite weilt, es ist der Name von José Rizal!" In diesem Flugblatte werden die Philippiner ebenfalls gebeten, den Amerikanern Vertrauen zu schenken, und sie aufgefordert: „Ueberall, wo die amerikanische Flagge sichtbar wird, dort findet euch ein, denn es sind unsere Erlöser!" Ein drittes anonymes Flugblatt schließt mit den Worten:

„Die Vorsehung unterstützt die Amerikaner in ihren Triumphen, weil der Krieg, den sie führen, ein gerechter ist und weil sie die dazu auserwählte Nation ist, die uns auf dem ersehnten Wege der Freiheit geleiten wird, wie es zu erwarten war. Machet keinen Versuch, gegen diese hohen Beschlüsse der Vorsehung zu freveln, denn sonst werdet ihr zu Grunde gehen. Unterstützet also die Amerikaner!"

Es ist auffällig, daß diese Proclamationen nicht mit einem bestimmten Namen unterzeichnet sind — die in Hongkong Exilirten hatten keinen Grund, hinter dem Berge zu halten —, es könnten diese Flugschriften demnach von den Amerikanern selbst herausgegeben sein, aber sicherlich haben Filipinos bei deren Abfassung mitgeholfen, wie die Philippinismen in deren Spanisch es verrathen. Auch einen kleinen Zettel (Octavformat) verwahre ich aus jener Zeit, auf dem nichts Anderes steht, als: „Es lebe Amerika mit den Philippinen! Es lebe die Freiheit und der Fortschritt! Tod den Mönchen! Nieder mit der Tyrannei!"

Aguinaldo erließ nun am 24. Mai 1898 ein mit seinem Namen unterzeichnetes Manifest, in welchem er zuerst den Spaniern den Bruch des Vertrages von Biyak-na-Bató vorhält und damit sein Wiederauftreten im Felde rechtfertigt und darauf hinweist, daß die Amerikaner den Philippinern ihre Unterstützung

zur Erlangung „unserer Ansprüche" angedeihen lassen werden. Er theilt dem Volke mit, daß er der Regierungsgewalt sich bemächtigt und sich mit einem Rathskörper von erleuchteten Männern umgeben habe, mit denen er die Regierung so lange in seinen Händen behalten werde, bis eine gesetzgebende Kammer zusammengetreten sei. Diese Proclamation wurde auch Dewey gegeben und blieb ohne jeden Protest Seitens der Amerikaner. Ja, die Amerikaner übergaben dem Generalissimus der Filipinos Cavite und die von ihnen selbst gemachten Gefangenen. Kein Wunder denn, daß mir ein philippinischer Freund, den ich zum Verharren bei den spanischen Fahnen aufgefordert und gewarnt hatte, den Amerikanern zu trauen, am 10. Juni 1898 schreiben konnte: „Ich kann bezüglich der (wirklichen) Absichten, welche die Vereinigten Staaten auf die Philippinen haben, nichts Bestimmtes sagen. Sie haben sich bisher nicht übel benommen; sie lassen es zu, daß die Philippiner sich waffnen und auf eigene Rechnung und Gefahr militärische Operationen unternehmen; sie mengen sich in gar nichts herein. Wenn sie im Geheimen die Absicht hätten, sich unserer zu bemächtigen, so würden sie doch den Rebellen nicht gestatten, Waffen zu nehmen, die sie dann selbst gegen die Yankees wenden könnten."

Der Aufruf Aguinaldo's zündete. Haufenweise strömten ihm Freiwillige zu, die bewaffneten Milizen und eingeborenen Truppen der Spanier begannen mit Waffen und Gepäck zu ihm überzugehen. Als Aguinaldo die ersten Siege über die spanischen Truppen gewonnen und einen General mit seinem Corps zur Waffenstreckung gezwungen hatte, da war die spanische Sache verloren. In seinem Hauptquartier fanden sich jetzt jene feinnasigen Leute ein, die im richtigen Augenblicke, weder zu spät noch zu früh, zum Sieger überzugehen pflegen. Aguinaldo's Truppen eroberten allmählich ganz Luzon und auch in den Bisayas begann die Revolution ihr Haupt zu erheben.

Das Einvernehmen zwischen Dewey und den Philippinern war ein herzliches, erst als die amerikanischen Landungstruppen eintrafen, trat eine Abkühlung ein, hervorgerufen durch den General Merritt, der den angelsächsischen Hochmuth gegen „Natives" nicht zu meistern verstand. Gleichwohl respectirte er die philippinische Flagge und nahm — freilich mehr der Noth, als dem eigenen Triebe gehorchend — die Hülfe der Filipinos-Armee bei den letzten Stürmen auf Manila in Anspruch, wie denn ohne Aguinaldo die Amerikaner Manila nur hätten bombardiren können.

Die Proclamirung der Unabhängigkeit am 12. Juni 1898 war von den Amerikanern ebenso unbeanstandet geblieben, wie die Installirung der Regierung der philippinischen Republik am 1. August desselben Jahres. Jeder unpartheiische Beobachter muß sagen, daß die Amerikaner nicht einen einzigen Schritt unternahmen, der auf Annexionsabsichten auch nur im Entferntesten hätte gedeutet werden können. Das Vertrauen der Filipinos war grenzenlos, und wenn auch die Bestimmungen des Präliminarfriedens von Washington eine gewisse Beunruhigung hervorriefen, so tröstete man sich mit dem Gedanken, daß, selbst wenn in dem wirklichen Frieden die Bestimmungen des Vorfriedens enthalten sein sollten, die Amerikaner im Grunde genommen die Unabhängigkeit der Inselgruppe heimlich fördern oder zulassen würden. Die Filipinos hatten auch allen Grund, dies zu glauben, denn wenn die „Yankees" es ernstlich mit jenem Vertrage meinten, warum sahen sie dann unthätig zu, daß von Luzon aus Aguinaldo den „Insurgenten" in den Bisayas Hülfstruppen gegen dieselben Spanier sandte, welche doch mit den Amerikanern einen Waffenstillstand abgeschlossen hatten? Dieser, sagen wir, merkwürdige Vorgang der Amerikaner mußte die Filipinos in dem Gedanken bestärken, daß die große amerikanische Nation ihren alten Traditionen gerecht

bleibe, die Selbstständigkeit der europäischen Colonien zu fördern. Hatte doch Dewey die feierliche Notificirung der formellen Proclamation der philippinischen Republik ohne Protest hingenommen, gestattete doch die amerikanische Regierung in Manila, daß die in dieser Stadt wohnenden Deputirten des Congresses der philippinischen Republik anstandslos mit den Extrazügen der Eisenbahn zu den Sitzungen dieses Congresses nach Malolos hin- und zurückfahren konnten. Am 22. September 1898 schrieb mir ein Filipino: „Die Beziehungen, welche zwischen den Amerikanern und Filipinos herrschen, bleiben nach wie vor freundschaftliche. Die Letzteren gehen in ihren Uniformen und Gradabzeichen in Manila ein und aus und setzen ungehindert die Bewaffnung und Einübung ihres Linienheeres fort und bauen ruhig die Organisation aller Zweige der Verwaltung aus."

Die erste That der Amerikaner, welche geeignet war, das Vertrauen der Filipinos in die Absichten ihrer „Befreier" zu erschüttern, war, daß die philippinischen Schiffe nicht mehr die Tricolore der Republik führen durften und daß die kleinen Dampfer der philippinischen Regierung von den Amerikanern weggenommen wurden. Da aber das sonstige, oben geschilderte Verhältniß zwischen Amerikanern und Filipinos aufrecht blieb und den Filipinos-Truppen nach wie vor gestattet wurde, die Bisayas im Unabhängigkeitskampfe gegen die Spanier (selbst nach Abschluß des officiellen Friedens!) zu unterstützen, so beruhigte man sich bald, und selbst der Abschluß des Friedens von Paris änderte Nichts an dieser Lage der Dinge, weil man überzeugt war, daß der Congreß in Washington diese Bedingungen nicht annehmen, sondern den Philippinen die Freiheit geben würde. So berieth der philippinische Congreß zu Malolos in aller Ruhe die Verfassung der philippinischen Republik: am 21. Januar 1899 wurde diese, europäischen Vorbildern nachgeahmte Constitution feierlichst zu Malolos proclamirt.

Am 6. Februar 1899 sollte im Congresse (Senate) zu Washington der Pariser Frieden endgültig angenommen oder modificirt werden, und die Filipinos glaubten einer ihnen günstigen Entscheidung sicher zu sein, wenn sie auch wußten, daß diese nur durch wenige Stimmen herbeigeführt würde. Der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Filipinos und Amerikanern am 4. Februar machte aber auf die schwankenden Senatoren einen solchen Eindruck, daß die Majorität sich zu Ungunsten der philippinischen Sache verschob. Die Amerikaner und Filipinos beschuldigen sich gegenseitig, die Feindseligkeiten eröffnet zu haben; hätten die Amerikaner Recht, dann wäre es gewiß sonderbar gewesen, daß die Filipinos-Generale des bei Manila stehenden Corps gerade am 4. Februar zu einer Conferenz mit Aguinaldo nach Malolos berufen worden waren und andere Stabsofficiere in Caloocan im Theater sich befanden. Auch die Antwort auf die Frage Cui bono? läßt es für wahrscheinlicher annehmen, daß die über den Stand der Dinge in Washington telegraphisch unterrichteten Filipinos sich gehütet haben, durch Blutvergießen den Chauvinismus der Amerikaner zu wecken.

Seit dieser Zeit tobt der Krieg auf den Philippinen, ohne daß die Amerikaner trotz Aufbietung großer Truppenmacht einen entscheidenden Erfolg auf dem Felde hätten erringen können. Ebensowenig vermochten sie auf dem Gebiete der Politik etwas zu erzielen. Durch das Versprechen, der „Colonie" eine autonome Verfassung zu geben, gelang es ihnen zwar, eine eingeborene Partei, die der sogenannten „Amerikanisten", zu gründen, aber diese bildete sich nur in den von den Amerikanern occupirten Städten und hatte keinen Hinterhalt im Volke, denn sie setzte sich nur aus Eingeborenen zusammen, die um des lieben Friedens wegen allen Gebietern, die in ihrem Heimathsorte die Macht besitzen, dienen würden und auch factisch gedient haben, oder die es für patriotisch halten, bis zur definitiven Ent-

scheidung über das Schicksal des Landes die ihnen von den Amerikanern angetragenen Aemter zu verwalten, damit diese nicht ganz in die Hände der Amerikaner oder an jene niedrige Seelen unter den Eingeborenen fallen, deren Gesinnung mit Gold zu erkaufen ist. Und diese Amerikanistenpartei ist nicht in der Zunahme begriffen, sondern bröckelt ab, weil das Vertrauen in die philippinenfreundlichen Absichten der amerikanischen Regierung selbst in diesen Kreisen rasch zu schwinden beginnt. Die Amerikaner dürfen sich darüber nicht beklagen, denn sie allein tragen die Schuld. Bis zu den Friedensunterhandlungen von Paris hat die amerikanische Regierung und deren Vertreter im Archipel gar nichts gethan, um den Filipinos den Glauben zu nehmen, die Amerikaner würden ihre Selbstregierung unangetastet zulassen. Selbst die von den Amerikanern gelegentlich dieser Unterhandlungen gegebene Deutung des Wortes Controlle konnte von den Filipinos (mit mehr Recht) als eine andere Bezeichnung für Protectorat gehalten werden.

Wenn aber die amerikanische Regierung einmal für die Annexion sich entschied, so hätte man glauben sollen, daß ihr Zeit genug zur Verfügung stand, um die philippinische Frage eingehend zu studiren und dann mit einem durchdachten und auch für die Amerikaner verbindlichen Programme auf den Plan zu treten. Das ist aber nicht geschehen, denn das Programm, das die sogenannte amerikanische Friedenscommission unter Vorsitz des Professors Shurmann entworfen, ist erstens sehr vage und läßt noch mehr Deutungen zu, als das Wort Controlle, zweitens ist es für die Amerikaner nicht rechtsverbindlich, hat demnach nur den Charakter von Versprechungen, deren Erfüllung von unberechenbaren Factoren abhängig ist. Was von Washington über die Zukunft der Philippinen verlautet, weicht von dem Shurmann'schen Programme wieder ab. Manchmal taucht auch die Behauptung auf, daß die „Annexion“ nur eine

temporäre wäre, wenn das philippinische Volk „reif" würde, dann könnte man ihm die Freiheit geben. Also lauter ungewisse Anweisungen auf eine ungewisse Zukunft, und das philippinische Volk hat volles Recht, unter solchen Umständen den Amerikanern nicht in die Laube zu kommen. Außerdem klingt es doch sehr widerspruchsvoll, wenn man in einem Athem die Philippiner noch nicht „reif" für die Freiheit erklärt und doch ihnen die „Autonomie" verspricht, denn für die Autonomie muß ein Volk nicht minder reif sein, als für die Unabhängigkeit, denn Beides bedeutet doch die Selbstverwaltung, nur die Flagge und das Verhältniß zum Auslande ist verschieden. Man scheint eben in Washington selbst nicht zu wissen, was man eigentlich mit den Philippinen vorhat. Wenn es sich bei den Amerikanern darum handelte, die Philippinen unter das Sternenbanner zu bringen, und wenn sie gleichzeitig die ehrliche Absicht hätten, dem Lande eine wirkliche Selbstverwaltung zu geben, dann würden sie, mit einer entsprechenden Aenderung der amerikanischen Verfassung, die Philippinen als Staat oder Territorium der Union einverleiben. Sie wollen aber den Archipel als „Colonie" behalten, mit einer von „importirten" amerikanischen Beamten (unter Mitwirkung eingeborener Subalternen) geführten Verwaltung. Das wäre für die Philippiner schlimmer, als die spanische Herrschaft, weil der Charakter der Angelsachsen eine sociale Aechtung der Farbigen dem Lande als erstes Angebinde der neuerlichen Fremdherrschaft brächte, und weil die Versprechungen, die Filipinos, wenn sie erst „reif" würden, zur Selbstregierung zuzulassen oder ihnen gar die Freiheit zu geben, eine leere Phrase ist. Denn da es von den Amerikanern abhinge, das Reifezeugniß den Eingeborenen auszustellen, so ist es bei dem Wesen der Amerikaner undenkbar, daß sie den „Natives", den „Coloredgentlemen" jemals die sociale und factische politische Gleichstellung mit der gottbegnadeten weißen,

englisch sprechenden Rasse zugestehen und die einmal ihnen von den Eingeborenen überlassene Regierung des Landes diesen wieder zurückstellen würden. Die Unterwerfung, die Annexion bedeuten demnach für die Philippiner so viel als den Verlust ihrer Nationalität, die sociale Aechtung ihres Volkes und ein Helotenthum ohne Aussicht auf eine im gesetzlichen Wege zu Stande kommende Erlösung aus einer erniedrigenden, das Ehrgefühl abstumpfenden Knechtschaft.

Sind schon Erwägungen dieser Natur nicht geeignet, die Filipinos mit dem Gedanken einer amerikanischen Annexion zu versöhnen, so werden auch die Duseligsten unter ihnen durch die immer intimer sich gestaltenden Beziehungen zwischen den Amerikanern und Mönchen aus ihren Resignationsträumereien aufgescheucht. Die Mönche, deren Latifundien von der philippinischen Republik confiscirt worden sind, können den verlorenen Besitz nur durch den Triumph der Amerikaner zurückgewinnen, weshalb sie mit den Amerikanern sich auf den besten Fuß stellen. Die Amerikaner wieder, die ihre Kenntniß des Landes meist nur aus spanischen Büchern und dem Verkehre mit jenen Mönchen schöpfen, die in Manila sie umgeben und ihnen als Weiße sympathisch sind und durch welche sie auf den Glauben gebracht wurden, es wäre gut, die Mithülfe der Orden in Anspruch zu nehmen, mittelst des Einflusses der Mönche eine Fühlung mit den niederen Volksklassen zu gewinnen. Deshalb räumen sie ihnen die Kirchen ein, die vor dem Sturze der spanischen Herrschaft von dem Ordensclerus, seither aber von den eingeborenen Weltpriestern verwaltet werden. So kommen jetzt nach den Philippinen eine Menge Mönche zurück, die nach dem Siege der Amerikaner und Filipinos das Inselreich verlassen und in Spanien und Ostasien inzwischen eine anderweitige, anscheinend dauernde Unterkunft gefunden hatten. Die Filipinos sollen demnach alles Blut und Geld geopfert haben,

damit an Stelle des persönlich liebenswürdigen Spaniers der vom Rassendünkel triefende, rücksichtslose Angelsachse Amerikas die Geißel über sie schwänge, und, als ob dies nicht genügte, auch die Mönche sollen mit allen ihren Privilegien wiederkehren! Dagegen sträubt sich Alles; man braucht nur eines der besten Parteiblätter der Amerikanisten, die „Democracia", zu lesen, um zu sehen, wie deren Hauptsorge ist, daß die alte Mönchsherrschaft mit dem Sternenbanner wiederkehre und Revanche nähme für Alles, was die Filipinos gegen die politischen Rechte und den materiellen Besitz der Orden wirklich oder vermeintlich verbrochen hätten. Die unglückliche Hand der amerikanischen Politik offenbart sich auch hier; auf eine Kaste sich stützen zu wollen, die selbst eine Stütze braucht, ist eine sehr verfehlte Speculation.

Es ist demnach keine Aussicht vorhanden, daß das philippinische Volk sich freiwillig dem Sternenbanner unterwürfe, und ob es den Amerikanern gelingen wird, die Philippinen mit Waffengewalt zu unterjochen, das wird die Zeit lehren; das eine aber ist sicher, daß im Falle des amerikanischen Sieges die Philippinen ein unsicherer Besitz bleiben werden, denn von einer Versöhnung oder Verbrüderung der Amerikaner und Filipinos kann nicht die Rede sein, weil die Angelsachsen ihre brutale Herrenmoral den „Natives" gegenüber nicht ablegen können, da sie kein Wäschestück, sondern ein Bestandtheil ihres Nationalcharakters ist.

Man fragt sich auch, warum denn die Amerikaner, ihren „Befreier"-Traditionen getreu, nicht wenigstens den Versuch unternahmen, die Unabhängigkeit der philippinischen Republik unter dem Protectorate der Vereinigten Staaten zu erklären, um sich von der politischen Reife der Filipinos zu überzeugen. Die Ausflüchte der Amerikaner, die Filipinos wären hierzu nicht reif, entsprechen nicht den Thatsachen. Die Filipinos be-

sitzen mehr studirte Leute, als das Königreich Serbien, die Fürstenthümer Bulgarien und Montenegro aufzuweisen haben. Sie besitzen weniger Analphabeten, als die Staaten der Balkanhalbinsel, als Rußland, viele Provinzen Spaniens und Portugals und die lateinischen Republiken Amerikas. Es giebt Provinzen, in denen man wenige Leute trifft, die nicht wenigstens lesen könnten. Die Filipinos sorgen für das Schulwesen besser, als Spanien und die Balkanstaaten. Ihr eigenes Land zu verwalten, und zwar in allen Zweigen, fehlt es ihnen nicht an einem geschulten Beamtenstand: denn unter der spanischen Herrschaft wurden die amtlichen Geschäfte von den eingeborenen Subalternen besorgt. Die ganze Geschichte des Katipunan-Aufstandes und des Krieges gegen Spanien und Amerika kann nur dazu dienen, die Regierungsfähigkeit der Filipinos im besten Lichte zu zeigen. Denn selbst zu Polavieja's Zeiten sind von den erbitterten Rebellen nur vereinzelte, und überdies bestrafte Ausschreitungen verübt worden; die Geschichte der philippinischen Revolution ist nicht mit jener stattlichen Reihe von Greuelthaten befleckt, wie jene Revolutionen der großen Culturvölker Europas. Daß ihre Tendenz der Anschluß an die Europäer ist, beweist der Respect, der allen Ausländern, ihrem Eigenthum und Leben, sowohl zur Zeit des Katipunan-Aufstandes, als nachher, von Seiten der Filipinos zu Theil wurde. Daß bei den Filipinos der Geist der Unterordnung und Disciplin, die Achtung vor der Autorität herrscht, ist durch die Haltung des philippinischen Heeres, durch den Gehorsam den Befehlen Aguinaldo's erwiesen. Wer die Geschichte des Abfalles von Spanisch-Amerika kennt, erinnert sich, wie tiefe Spaltungen unter den Insurgentenheeren herrschten, wie die „Befreierheere" Angesichts der Spanier einander gegenseitig bekämpften, verriethen oder im Stiche ließen. Im Filipinosheere klappt Alles, wie in einer pflichtgetreuen, wohldisciplinirten europäischen Armee.

Niemand kann demnach leugnen, daß die Philippiner mehr Anrecht darauf haben, einen unabhängigen Staat zu bilden, als viele europäische und amerikanische Staaten. Ebenso wird Jeder es zugestehen, daß Amerika durch Anerkennung der Unabhängigkeit der philippinischen Republik und Uebernahme des Protectorates über dieselbe eine bessere politische Stellung in Ostasien erlangt, als wenn es sein Banner beständig gegen Aufständische vertheidigen und bei jedem Zusammenprall mit dem Auslande sich darauf gefaßt machen muß, daß die Filipinos mit dem Feinde eine gemeinsame Sache machen. Die große nordamerikanische Union vergiebt sich Nichts, wenn sie die Irrthümer der Imperialisten-Partei durch nachträgliches Zurückgehen auf die Punkte des sogenannten Vertrages von Singapore eingesteht. Denn, wenn man von den Forderungen des Prestige sprechen will, dann hat das Prestige Amerikas vor Allem dadurch gelitten, daß man die Filipinos so lange glauben ließ, Amerika hätte gegen die Unabhängigkeit der Philippinen Nichts einzuwenden. Jedenfalls würde die unter den Schutz der Vereinigten Staaten gestellte philippinische Republik den politischen Interessen Amerikas sich leichter dienstbar erweisen, als eine nur durch Militär und Galgen in Gehorsam erhaltene Colonie.

Mögen die Würfel so oder so fallen, jedenfalls hat das philippinische Volk sich die Sympathien Aller erworben, welche den Grundsatz „Macht geht vor Recht“ verwerfen und das Dulce est pro patria mori nicht bloß als ein Uebersetzungsobject „lateinischer Anfänger“ ansehen.

Anhang.

Die wichtigsten Paragraphen der Verfassung der philippinischen Republik.

§ 1. Die politische Vereinigung aller Philippiner bildet eine Nation, deren Staat den Namen „philippinische Republik“ führt.

§ 2. Die philippinische Republik ist frei und unabhängig.

§ 3. Die Souveränität beruht ausschließlich auf dem Volke.

§ 4. Die Regierung der Republik ist volksthümlich, repräsentativ, alternirend und verantwortlich und wird von drei verschiedenen Gewalten ausgeübt, welche die gesetzgebende, executive und judicielle (Gewalt) heißen.

Niemals können zwei oder mehr dieser Gewalten in einer Person oder Körperschaft vereinigt werden, noch darf die gesetzgebende in den Händen eines einzigen Individuums ruhen.

§ 5. Die Nation erkennt die Freiheit und Gleichheit aller Culte an und führt die Trennung von Staat und Kirche ein.*

(Nach Artikel 6 alinea 4 erhalten auch jene Ausländer, welche sich nicht naturalisiren ließen, ohne Weiteres das Staatsbürgerrecht, wenn sie zwei Jahre hindurch ununterbrochen in einem Orte der Philippinen wohnen und die Steuern, welche die Nation auferlegt, regelrecht entrichtet haben.)

§ 7. Kein Philippiner oder Ausländer darf verhaftet oder eingesperrt werden, außer eines Vergehens willen und gemäß den Vorschriften der Gesetze.

§ 8. Binnen 24 Stunden nach erfolgter Verhaftung muß jeder Verhaftete in Freiheit gesetzt oder der richterlichen Gewalt überliefert werden.

Jede Verhaftung erscheint aufgehoben oder führt zur Einsperrung binnen 72 Stunden, nachdem der Verhaftete dem competenten Richter überliefert ist.

---

* Der spätere Artikel 100 der „Disposiciones transitorias“ der Constitution suspendirt bis zur Einberufung eines neuen Parlamentes diesen Artikel 5 und fügt hinzu, daß die Gemeinden, in welchen ein philippinischer Geistlicher die Seelsorge ausübt, diesen zu unterhalten haben.

Der Artikel 5 war nur deshalb in die Constitution aufgenommen worden, um durch Anpassung an diesbezügliche Bestimmungen der amerikanischen Verfassung in Amerika Sympathien sich zu erwerben. Als aber die Amerikaner die Maske abgeworfen hatten, reute die Philippiner ihr Beschluß, und so wurde der § 100 aufgenommen, welcher den Artikel 5 suspendirte. Es wird vom päpstlichen Stuhle abhängen, ob der Artikel 5 wieder hergestellt wird oder nicht.

Die bezügliche Entscheidung wird dem Betreffenden in demselben Termine bekannt gemacht.

(Die §§ 9—17 bringen eine Art Habeas-Corpus-Acte und andere Bestimmungen zum Schutze des Eigenthums und der persönlichen Freiheit.)

§ 20. Ebensowenig darf ein Philippiner beraubt werden:

1. des Rechtes, seine Ideen und Meinungen frei zu äußern, sei es mündlich, sei es schriftlich, indem er sich hierbei der Druckpresse oder eines anderen ähnlichen (Vervielfältigungs-) Verfahrens bedient;
2. des Rechtes, Vereinigungen für alle Zwecke des menschlichen Lebens zu bilden, ausgenommen, sie wären entgegen der öffentlichen Moral;
3, des Rechtes, Einzeln- oder Collectiv-Petitionen an die öffentlichen Gewalten und die Behörden zu richten.

   Das Petitionsrecht darf aber von keinem Mitgliede der bewaffneten Macht ausgeübt werden.

§ 23. Ein jeder Philippiner darf Unterrichts- oder Erziehungsanstalten gründen und unterhalten, wenn den Vorschriften, welche hierüber gegeben werden, entsprochen wird.

Der Volksschulunterricht ist obligatorisch und wird in den Staatsschulen gratis ertheilt.

§ 24. Jeder Ausländer kann sich unter Beachtung der Dispositionen, die diese Materie regeln, nach freiem Ermessen im philippinischen Territorium niederlassen, in diesem seine Thätigkeit entwickeln oder eine beliebige Profession betreiben, zu deren Ausübung nicht die Gesetze besondere, von den nationalen Behörden ausgestellte Befähigungsnachweise erfordern.*

§ 25. Ein Ausländer, welcher die Naturalisation noch nicht erlangt hat, darf in den Philippinen kein Geschäft ausüben, das den Charakter eines öffentlichen Amtes oder der Jurisdiction an sich trägt.

§ 26. Jeder Philippiner ist verpflichtet, sein Vaterland mit den Waffen zu vertheidigen wenn das Gesetz ihn dazu beruft, und entsprechend seinen Einkünften zu den Ausgaben des Staates beizusteuern.

(Im § 31 wird unter Anderem bestimmt, daß vor den Kriegs- bezw. Marinetribunalen nur die Vergehen gegen die militärische Disciplin zur Verhandlung gelangen.)

§ 33. Die gesetzgebende Gewalt wird von einer Repräsentanten-Versammlung der Nation ausgeübt.

Diese (National-) Versammlung wird nach der Form und den Bestimmungen organisirt, welche das zu diesem Behufe erlassene Gesetz angiebt.

* Damit sind wohl in erster Linie die Diplome für Aerzte und Apotheker gemeint.

§ 34. Die Mitglieder der (National-) Versammlung repräsentiren die gesammte Nation und nicht bloß die Wähler, von denen sie gewählt wurden.

§ 35. Kein Repräsentant darf von seinen Wählern irgend ein imperatives Mandat annehmen.

§ 36. Die (National-) Versammlung tritt jedes Jahr zusammen. Dem Präsidenten steht es zu, sie einzuberufen, die Sessionen zu suspendiren und zu schließen und sie (die Versammlung) einzuberufen, all dies im Einvernehmen mit dieser (Versammlung) selbst oder, wenn dies nicht geht, mit jenem der „Permanenten Commission", und dies Alles innerhalb der gesetzmäßigen Termine.

§ 37. Die (National-) Versammlung muß mindestens drei Monate im Jahre tagen, doch ist in diese Frist nicht die Zeit einzurechnen, die auf die Constituirung (ihrer Bureaux und Commissionen) verwendet wird.

Der Präsident der Republik hat (die Versammlung) spätestens auf den 15. April einzuberufen.

(Nach § 39 wird der Präsident der Republik von der National-Versammlung gewählt. Artikel 40 bestimmt, daß, wenn der Präsident vor Ablauf seines Amtstermines stirbt oder demittirt, der Präsident des Obersten Gerichtshofes einstweilen dieses Amt versieht, während die Präsidentschaft dieses Gerichtshofes ad interim ein Mitglied dieses Tribunals antritt.)

§ 48. Kein Vorschlag kann zum Gesetze werden, ohne daß dies nicht von der National-Versammlung beschlossen worden wäre.

Um ein Gesetz zu beschließen, muß mindestens ein Viertel der Deputirten, deren Wahlen legitimirt sind und welche den Eid geleistet haben, anwesend sein.

§ 51. Gesetze zu beantragen ist Sache des Präsidenten und der National-Versammlung.

(§ 53 setzt die Mandatsdauer auf vier Jahre fest.)

§ 54. Die National-Versammlung wählt vor Schluß der Sessionen sieben ihrer Mitglieder, welche das Permanenz-Comité für die Zeit, während welcher das Parlament geschlossen ist, bilden und in ihrer Sitzung sich einen Präsidenten und Secretär zu wählen haben.

§ 55. Dieses Permanenz-Comité übt während der Ferien der National-Versammlung folgende Rechte aus:

1. Zu erklären, ob wegen in der Verfassung vorgesehenen Fällen (Verfassungsbruch) gegen den Präsidenten der Republik, die Repräsentanten, Staatssecretäre, den Präsidenten des Obersten Gerichtshofes und gegen den Obersten Staatsanwalt eine Untersuchung einzuleiten ist.

2. Die National-Versammlung zu einer außerordentlichen Sitzung einzuberufen, falls sie sich als Justiz-Tribunal zu constituiren hat.*
3. Die laufenden Geschäfte so weit zu erledigen, daß sie zur Vorlage reif wären.
4. Die National-Versammlung in dringenden Fällen zu einer außerordentlichen Session einzuberufen.
5. Die Rechte der National-Versammlung in jenen Fällen, welche die Constitution vorsieht, auszuüben, mit Ausnahme des Rechtes, Gesetze zu machen und zu beschließen.

Die Permanenz-Commission tritt immer über Einberufung ihres Präsidenten, gemäß den Bestimmungen der Verfassung, zusammen.

§ 56. Die Executivgewalt residirt im Präsidenten, der sie durch seine Secretäre ausübt.

§ 57. Die Wahrung der speciellen Interessen der Gemeinden, Provinzen und des Staates gebührt den Gemeinde-, bezw. Provinzial-Vertretungen, bezw. der Central-Administration, in Beachtung der Gesetze und auf Grundlage der weitesten administrativen Discentralisation und Autonomie.

(§ 58. Der Präsident wird von der National-Versammlung mit absoluter Stimmenmehrheit gewählt. Seine Amtsperiode währt 4 Jahre.)

§ 61. Der Präsident der Republik hat die Gesetze innerhalb der ersten 20 Tage zu promulgiren, welche seit deren definitiver Approbation durch die National-Versammlung verflossen sind.

(Nach Artikel 62 kann der Präsident das ihm überreichte Gesetz an die National-Versammlung, mit Rechtfertigung seiner Gründe, zur nochmaligen Berathung zurückweisen. Das vom Präsidenten an die Versammlung zurückgeleitete Gesetz kann nur dann in der ursprünglichen Form als angenommen betrachtet werden, wenn dies mit Zweidrittel-Majorität der anwesenden Deputirten geschieht. Ueber Dringlichkeitsfälle spricht Art. 63.)

§ 65. Der Präsident der Republik disponirt über die Land- und Seemacht, erklärt den Krieg und schließt und ratificirt Frieden, nach eingeholtem Einvernehmen mit der National-Versammlung.

§ 66. Die Friedensverträge sind erst dann definitiv, wenn sie von der National-Versammlung angenommen worden sind.

(Nach den Artikeln 67—69 ernennt der Präsident die Beamten und Officiere, wählt sich seine Staatssecretäre, repräsentirt den Staat nach außen, bedarf aber der Autorisation durch Specialgesetze, um philippinische Territorien abzutreten, oder in dieses fremde Truppen einzulassen, fremdes

* Dies geschieht nach Artikel 41 wegen Verbrechens gegen die Sicherheit des Staates, wenn diese vom Präsidenten und den anderen in der alinea 1 des Artikels 55 genannten Würdenträgen begangen worden sind.

Gebiet zu annectiren, General-Amnestien zu erlassen, Münzen zu prägen und politische, militärische und Handels-Verträge mit dem Auslande abzuschließen. Nach § 71 ist der Präsident während seiner Amtsdauer unverletzlich, Hochverrath und Verfassungsbruch ausgenommen.)

§ 73. Der Staatsrath besteht aus dem Präsidenten und sieben Staatssecretären, welche folgenden Ministerien vorstehen: Auswärtige Beziehungen; Inneres; Finanzwesen; Krieg und Marine; Unterricht; Communicationen und öffentliche Arbeiten; Ackerbau, Industrie und Handel.

(Nach Artikel 74 müssen alle Schriftstücke des Präsidenten, um Rechtskräftigkeit zu erlangen, die Gegenzeichnung des betreffenden Staatssecretärs tragen. Artikel 75 bestimmt die Verantwortlichkeit des Gesammt-Ministeriums und der einzelnen Staatssecretäre. Artikel 82 bestimmt die Befugnisse der Gemeinde- und Provinzialvertretungen. Nach Artikel 83 muß jedes Jahr dem Parlamente das Budget-Präliminare vorgelegt werden, § 86 setzt fest, daß die Staatsschulden von der Nation garantirt werden und daß keine Anlehen gemacht werden, ohne gleichzeitig die Mittel zur Bedeckung beschlossen zu haben.)

§ 88. Die National-Versammlung wird über Vorschlag des Präsidenten alljährlich die militärischen Streitkräfte, sowohl des Landheeres als der Marine, fixieren.

(Artikel 93 bestimmt vorläufig als Amtssprache der öffentlichen Behörden und der Gerichte das Spanische.)

Zusatz-Artikel. Alle Landgüter, Gebäude und übrigen Güter, welche die religiösen Corporationen in diesen Inseln besaßen, wurden vom 24. Mai (1898), als dem Tage, an welchem sich die Directorialregierung zu Cavite constituirt hat, als dem philippinischen Staate zurückgegeben betrachtet.



Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die nordfriesischen Inseln

Sylt, Föhr, Amrum

und

die Halligen vormals und jetzt.

Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet von **Christian Jensen.**

Zweite Auflage

Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln.

Eleg. geh. *M.* 8.—, eleg. geb. *M.* 10.—.



Vom Meere zerstörtes Hünengrab an dem südlichen Ufer Sylts.

Aus den Urtheilen der Presse.

Ein werthvoller Beitrag zur Kunde der Insulaner. (Globus.)

Das ganze Buch, von der Verlagsbuchhandlung mit höchster Opulenz ausgestattet, ist ein solches, das seinem Verfasser alle Ehre macht. Es ist nicht das Produkt gewöhnlicher, fingerfertiger Buchmacherei, sondern die reife Frucht gewissenhafter und von berufener Seite angestellter Studien. (Harbert Harbens in der Reform.)

Dazu ist die Darstellung klar und ungesucht, nirgends unnütz in die Breite gehend und doch gründlich und überaus reichhaltig an Stoff. Die Ausstattung des Werkes mit den vielen vortrefflichen Abbildungen und einer historischen Specialkarte ist ganz vorzüglich, der Preis verhältnissmässig gering. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung. (Nord und Süd.)

Was aber dem Werk einen ganz besonderen Reiz verleiht, das sind seine Schilderungen von dem Leben der Insulaner, ihrer Beschäftigung als Landwirthe, Vogelfänger und Austernfischer, ihrer Trachten, veranschaulicht durch 27 treffliche vielfarbige Kostümbilder, ihres häuslichen Lebens und der eigenthümlichen Bräuche, welche die Insulaner von der Wiege zum Traualtar und zum Grabe begleiten etc. (Leipz. Illustr. Zeitg.)

Für jeden Friesen, der Interesse hat für seine Vorfahren und ihre Gebräuche, ist das Buch ein kostbarer Schatz, für den Alterthumsforscher bietet es sehr viel wichtigen Stoff, für den Fremden schliesslich, der zu längerem Aufenthalt auf den Nordseeinseln weilt, ist es eine willkommene Lektüre. (Dr. Paulsen im „Inselboten“.)

In gleichem Sinne sprachen sich zahlreiche weitere Zeitungen und Zeitschriften aus.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" sind erschienen:

Ueber Länder- und Völkerkunde.

Anderson, Die erste Entdeckung von Amerika. (N. F. 49/50) ..... M. 1.20
Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) ..... » —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) ..... » 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) » —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) ..... » 1.—
Diercks, Helgoland. (N. F. 121) ..... » —.60
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) » —.75
—, Auf der Sierra Nevada de Merida. (N. F. 58) ..... » —.80
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) ..... » 1.—
Eyssenhardt, Aosta und seine Alterthümer. (N. F. 240) ..... » —.80
Fischer, Italien. (N. F. 171) ..... » —.80
Frobenius, Die Geheimbünde Afrikas. (N. F. 209) ..... » —.60
—, Die Erdgebäude im Sudan. Mit 16 Abb. (N. F. 262) ..... » —.80
Fromm, Lieder und Geschichten der Suaheli. (N. F. 251) ..... » —.60
Günther, Columbus und die Erweiterung des geographisch-kosmischen Horizonts. (N. F. 154) ..... » 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) ..... » 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) ..... » 1.20
Kloos, Die Ostsee und die Insel Bornholm. Mit Abb. (N. F. 109) » —.80
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) ..... » —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) ..... » 1.20
Löwenberg, Das Weltbuch Sebastian Francks. (N. F. 177) ..... » —.80
Metzger, Europäische Ansiedler in Niederländ.-Ostindien. (N. F. 143) » —.60
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) ..... » —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) ..... » 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) .... » —.60
Oehlmann, Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien zu lenken? (N. F. 188) ..... » —.60
Pfannschmidt, Klimaunterschiede gleicher Breitengrade. (N. F. 159) » 1.—
Raab, Der alte und der neue Kongostaat. (N. F. 149/50) ..... » 1.60
Reinhardt, Die englische Emin-Entsatz-Expedition. [Mit einer Karte.] (N. F. 107) ..... » 1.—
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) ..... » 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) ..... » 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) » 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) ..... » —.60
Wattenbach, Algier. 2. Abz. (35) ..... » 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) ..... » —.60

Vollständige Verzeichnisse aller in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" und in den „Zeit- und Streitfragen" erschienenen Hefte sind gratis und franko zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Fünfzehnte Serie.
(Heft 337—360 umfassend.)

Heft 337/38.

Die Philippinen.

Eine übersichtliche Darstellung der ethnographischen und historisch-politischen Verhältnisse des Archipels.

Von
Ferdinand Blumentritt,
Professor in Leitmeritz (Böhmen).

Mit einem Anhange:
Die wichtigsten Paragraphen der Verfassung der philippinischen Republik.

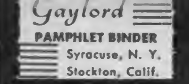


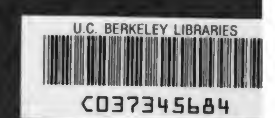
Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.





Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richt


Gaylord
PAMPHLET BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C037345684

